



Stipendien-Aufenthalt in Brasilien

vom 18. November bis 31. Dezember 2014

Brasiliens schwarzes Gewissen

Rassenungleichheit und Rassismus in Salvador da Bahia

von Lea Koch

Brasilien, vom 18. November bis 31. Dezember 2014



Inhalt

1. Zur Person	268
2. Das Thema	268
2.1 Stereotype	268
2.2 Fakten	269
2.3 Bahia	270
3. Nêga	271
4. Fatumbi	273
5. Praktikum 1: Radiowerkstatt	277
5.1 Was ist Deine Hautfarbe?	277
5.2 Erschwerte Bedingungen, nicht nur für mich	279
5.3 Vovó Cici	281
6. Die Kinder des Kongo	283
7. Feuerwehrfest auf bahianisch	286
7.1 Iansã und der Feuerball	289
8. Praktikum 2: „Jornal A Tarde“	289
8.1 Superhelden	289
8.2 Journalistin mit Mission	290
8.3 Jabuticaba	294
9. Ganz nach oben	296

10. „Vernichtung“	300
10.1 Davi	300
10.2 Die Mütter und die Aktivisten	302
10.3 Die Polizei	304
10.4 Renato	308
11. Danke	310

1. Zur Person

Meine Verbindung zu Südamerika ist entstanden, als ich 15 war. Damals habe ich als Austauschschülerin ein Jahr in Argentinien gelebt. Nicht in der Hauptstadt Buenos Aires, sondern im Chaco, dem armen, bei Touristen unbekanntem Norden. Der Kulturschock war hart, aber auch das Beste, was mir damals passieren konnte. Daraus entstanden ist eine Vorliebe für abgelegene Ecken und die Menschen, die dort leben. Während meines Journalistikstudiums war ich dann acht Monate in Brasilien. Wieder nicht in einer der reichen Metropolen im Süden, sondern in Recife im Nordosten des Landes. Dort hat mich die bunte, energiegeladene Volkskultur, die *cultura popular*, in ihren Bann gezogen – besonders die Rhythmen und Tänze, deren Ursprünge in Afrika bzw. bei den aus Afrika nach Brasilien verschleppten Sklaven liegen. Gleichzeitig habe ich zum ersten Mal an meiner eigenen Haut gespürt, was das Verhältnis weiß/schwarz in Brasilien bedeutet: Grundlose Ängste, Begehrlichkeiten, Vorbehalte, oder im Gegenteil, grundlose Bewunderung, Zuneigung und Vertrauensvorschuss – all das konnte meine papierweiße Haut bei Alltagsbegegnungen provozieren. Noch stärker als in Recife habe ich das bei meinen Reisen nach Bahia empfunden, das als der „schwärzeste“ Bundesstaat Brasiliens gehandelt wird.

Seit dem Abschluss meines Studiums und des Volontariats beim Westdeutschen Rundfunk habe ich in Köln abwechselnd als freie Autorin und als angestellte Redakteurin gearbeitet. Im Hinterkopf hatte ich immer den Wunsch, mich eines Tages in Brasilien einmal journalistisch mit der Situation der Afrobrasilianer auseinanderzusetzen. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hat mir das ermöglicht. Dafür möchte ich mich an dieser Stelle bedanken – insbesondere bei Ute Maria Kilian, für die vertrauensvolle Unterstützung.

2. Das Thema

2.1 Stereotype

Costa do Saúpe, Bahia. Auslösung der Gruppen für die Fußball-WM 2014. Im Promotion-Video zu Beginn der Show füllt das Gesicht eines jungen schwarzen Mannes mit Rastalocken die Leinwand, er singt laut und kräftig. Es folgt ein rasanter Zusammenschnitt aus bunten Bildern. Neben wunderschönen Landschaften sind immer wieder trommelnde und tanzende Brasilianer zu sehen – mit schwarzer Afrokrause, braunen Locken, blonder Mähne, und mit allen nur erdenklichen Hautfarben. „Wir Brasilianer sind eine bunte Mischung von Menschen mit Vorfahren aus aller Welt, und wir

sind alle gleichberechtigt“, will dieses Video sagen. Wie so viele Bilder, Werbespots und Geschichten, die aus Brasilien in die Welt getragen werden.

In Brasilien kursiert ein Begriff für dieses Gesellschaftsbild: „Rassendemokratie“. Er stammt vom Anfang des 20. Jahrhunderts und steht für die Vorstellung, dass in Brasilien eine „sanfte Sklaverei“ geherrscht haben soll und sich nach der Abschaffung der Sklaverei ein harmonisches Miteinander von Weißen, Schwarzen und Indigenen entwickeln konnte. Als bekanntester Vertreter dieser These gilt Gilberto Freyre, Soziologe aus Pernambuco, der in den 1930er Jahren in seinem Standardwerk „Herrenhaus und Sklavenhütte“ die Mischung der Rassen als Chance für Brasilien beschrieb. Der Historiker Sérgio Buarque de Holanda attestierte in seinem Essay „Die Wurzeln Brasiliens“ den portugiesischen Eroberern im positiven Sinne das Fehlen jeglichen rassistischen Stolzes. Er erklärte die Rassenmischung zur Basis der Identität der Brasilianer, dieses „sanftesten und wohlherzogensten Volkes der Welt“. Wichtig ist heute zu wissen, dass viele der Autoren, die die Idee der Rassendemokratie postulierten, Brasilien im Vergleich zu den USA oder anderen Ex-Sklavenhalterstaaten betrachteten. Sie zogen ihre Schlussfolgerungen u.a. aus der Tatsache, dass es in Brasilien nie eine Rassentrennung wie etwa in Südafrika gegeben hat.

Die Idee eines toleranten, bunt gemischten Volkes von Gleichberechtigten ohne Rassenunterschiede hat noch heute eine starke Strahlkraft. Sie gibt nicht nur vielen Brasilianern eine positive Identität, sondern bedient vor allem auch die Sehnsucht und Projektionen vieler Brasilienliebhaber aus anderen Ländern.

2.2 Fakten

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurden fünf Millionen Afrikaner gewaltsam nach Brasilien gebracht. Erst 1888 wurde die Sklaverei abgeschafft. Wiederum hundert Jahre später, 1988, wurden Rassismus und Diskriminierung per Gesetz zu Straftaten erklärt. In Umfragen zeigt sich aber bis heute immer wieder dasselbe Bild: Etwa 90 Prozent der Befragten geben zwar an, keine rassistischen Vorurteile zu haben. Nahezu genauso viele stimmen aber Aussagen zu, die rassistische Vorurteile enthalten. Das Gift, das die Kolonialzeit hinterlassen hat, wirkt nach. Und der Abbauprozess gestaltet sich schwierig.

Beim Zensus von 2010 bezeichnete sich erstmals mehr als die Hälfte der brasilianischen Bevölkerung als „schwarz“ oder „braun“. Die Benachteiligung dieser Mehrheit ist bei allen Sozialindizes – vom Durchschnittseinkommen bis zur Kindersterblichkeit – augenfällig. In Wirtschaft, Politik und Wissenschaft, kurz, in den Sphären der Macht, sind Afrobrasilianer deutlich unterre-

präsentiert. Von den mehr als 500 Abgeordneten im Brasilianischen Nationalkongress ist auch nach den jüngsten Wahlen nur etwa jeder Fünfte schwarz.

Die Politik scheint den Handlungsbedarf erkannt zu haben. Noch unter der Regierung von Fernando Henrique Cardoso wurde 2002 ein Nationaler Plan für Affirmative Politik aufgestellt. Im Wahlkampf zwischen ihm und seinem Nachfolger Luiz Inácio „Lula“ da Silva war die Rassenfrage erstmals Thema einer Fernsehdebatte zwischen den beiden Kandidaten. Lula sprach sich für Quoten für Afrobrasilianer aus und richtete nach seiner Wahl ein Sondersekretariat zur Förderung der Rassengleichheit ein. Drei Minister seines ersten Kabinetts waren Afrobrasilianer. Erste Universitäten führten Quoten für Schüler von öffentlichen Schulen ein – die in der Mehrheit arm, also auch meist schwarz sind. Im Gegenzug konnte Lula auf die Unterstützung der Schwarzenbewegung zählen.

Lulas Nachfolgerin Dilma Rousseff setzte seine Politik fort. Als riesiger Durchbruch wurde 2012 die Wahl Joaquim Barbosas zum ersten schwarzen Präsidenten des Obersten Gerichtshofs gewertet. Nach einer Verfassungsänderung im März 2014 haben jetzt außerdem die (meist schwarzen) empregadas – also die Hausangestellten, die in (meist weißen) Familien oft wie Leibeigene rund um die Uhr arbeiten – gesetzlich verbriefte Rechte, etwa auf einen freien Tag in der Woche und einen Mindestlohn. Die Bedeutung dieses neuen Gesetzes wurde mit dem zur Abschaffung der Sklaverei verglichen.

Im Sommer 2014 schließlich wurde eine 20 Prozent-Quote für Schwarze in öffentlichen Ämtern verabschiedet. Präsidentin Dilma Rousseff spricht von „positiver Diskriminierung“, die nötig sei, um die Folgen der langen Epoche der Sklaverei zu überwinden. Kritiker, etwa von der renommierten Tageszeitung *Folha de Sao Paulo*, argumentieren dagegen: Durch Quoten konsolidiere sich vor allem die umstrittene Idee der Rasse.

2.3 Bahia

Bahia im Nordosten Brasiliens ist der Bundesstaat mit dem landesweit größten Anteil (17,1 Prozent) von Menschen, die sich als preto, „schwarz“ bezeichnen – das lässt auf eine hohe Identifikation der Menschen hier mit ihrer Hautfarbe schließen. Außerdem bezeichnen sich mehr als 60 Prozent der Bahianer als pardo, „braun“. Salvador da Bahia war einst die erste Hauptstadt Brasiliens, hier wurde der Großteil aller afrikanischen Sklaven an Land gebracht. Heute sind knapp 90 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in der Metropolregion Afrobrasilianer. Gleichzeitig gibt es eine unglaubliche Lohndifferenz: Schwarze Bahianer verdienen nur etwa 60 Prozent dessen, was weiße Bahianer verdienen.

Salvador wird nicht nur in deutschen, sondern auch in brasilianischen Medien gern als „exotischste Stadt Brasiliens“ bezeichnet – so fremd ist den Brasilianern offensichtlich noch immer die starke Präsenz von Kultur, Religion und Kulinarik afrikanischer Herkunft. Zum Zentrum der Exotik hat die Touristikbehörde von Bahia durch umfangreiche Restaurierung in den 1990er Jahren das historische Zentrum von Salvador gemacht. Es wird Pelourinho, kurz Pelô genannt, „Pranger“ – nach einem zentralen Platz, auf dem zur Zeit der Sklaverei die Sklaven an den Pranger gestellt wurden. Im Pelô stehen an jeder Ecke Polizisten. Sie garantieren die Sicherheit der Touristen, die durch die idyllischen Straßenzüge flanieren und an jeder Ecke afrikanisches Fingerfood, Schmuck aus Regenwald-Samen oder kleine Leinwände mit den immer gleichen bunten Motiven kaufen. Abends hallen auf den Plätzen des Pelô die Trommeln von Ilê Aiyê oder Olodum wider, den berühmten blocos afro, also Musik- und Tanzbands, die in den 1970er Jahren zum ersten Mal afrobrasilianische Musik in den Karneval von Salvador einbrachten. Sie sind mit der World Music-Welle der 1990er Jahre zu regelrechten Kulturunternehmen herangewachsen und gelten als Synonym für afrobrasilianische Kultur.

Ich will wissen, wie zufrieden die Leute in Salvador selbst mit dem Image und der Realität ihrer Stadt sind. Was sie über das Zusammenleben der Rassen und über ihre eigene Identität denken. Ob und wie es Schwarze in Bahia auch außerhalb der etablierten Afro-Musikszene zu etwas bringen können. Wie sich Alltagsrassismus äußert, und wie die Menschen damit umgehen.

Wie fühlt es sich für Menschen in Brasilien an, schwarz zu sein? Mit dieser Frage im Kopf fliege ich nach Bahia. Die interessantesten Begegnungen beschreibe ich in meinem Bericht.

3. Nêga

Salvador begrüßt mich mit einer Woche Regen und Gewittern im fröhlichen Wechsel. Mein Regenschirm und ich machen einen Ausflug zum nächsten Zeitungskiosk. Ich will die Sonderbeilage zum „Monat des Schwarzen Bewusstseins“ kaufen, die die Tageszeitung „A Tarde“ im November herausgibt. Zumindest hat mir das eine Redakteurin der Zeitung vor meiner Anreise am Telefon so gesagt. Dass der November im Bundesstaat Bahia „Mês da Consciência Negra“ ist, geht auf den Todestag des einzigen schwarzen Nationalhelden von Brasilien, Zumbi dos Palmares, am 20.11.1695 zurück – ein Feiertag in mehreren Städten und Gemeinden Brasiliens. Morgen werden wie in jedem Jahr zahlreiche Veranstaltungen und Feiern stattfinden, die an die Geschichte der afrikanischen Sklaven und Brasilien erinnern und

außerdem aktuelle Diskussionen rund um Rassismus und Rassengleichheit vorantreiben sollen.

„Não sei, minha nêga“, sagt die Verkäuferin am ersten Zeitungskiosk und schüttelt den Kopf. „Ich weiß nicht, meine nêga.“ Na sowas. Nêga kommt von „negra“ und ist eine freundliche Anredeform – in etwa so, als wenn man in Deutschland „meine Liebe“ sagen würde. Aber nêga ist auch ein Wort aus der Zeit der Sklaverei. Die (umstrittene) brasilianische Redewendung „Eu não sou suas nêgas“, auf Deutsch etwa „Ich bin nicht deine Schwarzen“, zeigt, dass der Ausdruck einst aus dem Mund der Sklavenbesitzer kam.

Erst vor wenigen Monaten gab es in Brasilien eine heftige Debatte über eine Fernsehserie des Mega-Medienkonzerns Globo. „Sexo e as Nêgas“ heißt die Serie, der Titel soll an den US-Serienerfolg „Sex and the City“ erinnern. Die Protagonistinnen sind vier schwarze Frauen aus einem Vorort von Rio de Janeiro, bescheidenen Einkommens, aber umso unbescheideneren Sexlebens. Schon vor dem Start der Serie gingen bei der nationalen Gleichstellungsbehörde Beschwerden über den Titel der Serie ein, und in den sozialen Netzwerken gab es tagelang nur dieses Thema: Der Titel sei purer Rassismus, die Serie reproduziere machistische und rassistische Stereotypen, hieß es vonseiten der Kritiker.

Und jetzt werde ich, mit meiner papierweißen Haut, auf der Straße in Salvador da Bahia, der schwarzen Hauptstadt Brasiliens, nêga genannt? Das Thema ist komplex, so viel ist klar.

Der Verkäufer am zweiten Zeitungskiosk hat auch noch nichts von der Sonderbeilage gehört. Er meint, ich könne ja zum Sitz des Verlags der Tageszeitung fahren, um das Heft zu kaufen. Ich schüttelte den Kopf und bedanke mich, da schaut er mich plötzlich mit durchdringendem Blick an und beginnt das Gespräch quasi noch mal von vorn: „Du willst also die Beilage zum Monat des Schwarzen Bewusstseins kaufen?“ Ich weiß nicht, was ich antworten soll und mache mich aus dem Staub. Mir wird klar, dass ich wahrscheinlich der Mensch mit der weißesten Hautfarbe bin, die der Zeitungsverkäufer seit Langem gesehen hat. Und dass das Thema *Consciência Negra* in Brasilien eigentlich nicht ein Thema der Weißen ist.

Schon bevor ich hergekommen bin, habe ich mich immer mal wieder gefragt, mit welchem Recht ich eigentlich dieses Thema zu „meinem“ Thema wähle. Bin ich nicht nur wieder eine Weiße mehr, die die Geschichte durch ihre weiße Brille erzählt? Ist das nicht auch Teil des Problems? Aber als Journalistin ist das doch auch irgendwie mein Job... Die einzige Lösung: Ich will mir Mühe geben, so weit wie möglich den Menschen hier das Wort zu überlassen. Und ich werde meine eigenen Gedanken und Gefühle, meine Rolle, Person, und damit meine Hautfarbe, mit reflektieren.

Übrigens lag die Sonderbeilage einen Tag später der Tageszeitung bei – sie kam nicht am Monatsanfang heraus, sondern am 20. November selbst, dem Tag des Schwarzen Bewusstseins. Hätte ich ja mal drauf kommen können.

4. Fatumbi

Pierre Vergers Schwarz-Weiß-Fotos kenne ich aus einem dicken Bildband, der bei mir zu Hause liegt. In Salvador laufen mir die Fotos jetzt auf der Straße entgegen – aufgedruckt auf Kleidungsstücke und Jutetaschen, stolz getragen vor allem von jungen schwarzen Brazilianern. Auf dem Rock eines weißen Kleides: Frauen in Afrika, die Tonkrüge auf ihren Köpfen durch hohes Gras tragen. Auf einem T-Shirt: Ein schwarzes Mädchen, das mit ernstem Gesicht unter einem gemusterten Kopftuch hervorblickt, auf ihrer Wange zwei strichförmige Narben. Es handelt sich um Marketingprodukte der Stiftung Pierre Verger. Sie pflegt in Salvador das Erbe des französischstämmigen Fotografen und Ethnologen.

Pierre klingt, brasilianisch ausgesprochen, wie „Piähi“, mit Betonung auf dem „ä“. Nur so versteht es auch der Kassierer im Bus, dem ich sage, ich will bei der Stiftung Pierre Verger aussteigen. Die Stiftung liegt an einer steil aufsteigenden Straße an einem der unzähligen Hügel Salvadors. Während ich schwer atmend in der prallen Sonne den Asphalt hochstapfe, spüre ich die neugierigen Blicke der Anwohner. Dann erreiche ich eine unscheinbare Toreinfahrt mit einem Mosaik an der Wand: „Espaço Cultural Pierre Verger“ steht da in bunten, geschwungenen Buchstaben. Im Kulturzentrum der Stiftung werde ich in den kommenden zwei Wochen viel Zeit verbringen. Der Plan: Ein Radioworkshop mit Jugendlichen aus dem Viertel.

Angela Lühning begrüßt mich herzlich mit den üblichen Wangenküssen. Sie ist die Direktorin der Stiftung und hat vor zehn Jahren das Kulturzentrum ins Leben gerufen. Im überdachten Innenhof spielen gerade etwa fünfzehn Jungs mit zwei Betreuern Federball, es ist laut. Angela hält hier alle Fäden zusammen, das ist schnell klar. Sie ist drahtig und energisch, ihren durchdringenden hellblauen Augen entgeht nichts. Ihr Gesicht umgibt dickes, weißgraues Haar, das sie im Nacken zusammengebunden hat.

Plötzlich steht eine Gruppe von Männern in weiten Gewändern vor dem Tor. Angela springt auf. Sie unterhalten sich kurz, dann begleitet Angela die Männer durch den Garten hinunter zum ehemaligen Wohnhaus von Verger, in dem die Stiftung ihren Sitz hat. Als sie zurückkommt, lächelt sie: „Die kommen von einem Candomblé-Haus, mit dem wir befreundet sind. Sie wollen für die Stiftung ein *sacudimento* durchführen, eine Reinigungszeremonie. Das sei nötig, sagen sie.“

Angela Lühning ist am Niederrhein geboren, aber sie fährt nur sehr selten nach Deutschland. Ihre Kinder sprechen fast kein Deutsch. Vor 30 Jahren hat sie Pierre Verger hier in Salvador kennengelernt. Als er dann Mitte der 1990er Jahre starb, wurde sie so etwas wie seine geistige Erbin. Für ihre Doktorarbeit hat sie die Musik im Candomblé untersucht, ihren Lebensunterhalt verdient sie als Dozentin für Musikethnologie an der Universität von Bahia.

An den Wänden im Kulturzentrum hängen große Wandtafeln mit Drucken von Vergers Fotos – Überbleibsel von Ausstellungen, die die Stiftung organisiert hat. Fischer im Hafen von Salvador sind zu sehen, Trance-Tänzer bei einer Candomblé-Zeremonie, Marktverkäufer irgendwo in Afrika. Pierre Verger, geboren 1902 in Paris, reiste seit den 1930er Jahren durch die Welt und finanzierte sich als freischaffender Fotograf. 1946 landete er zum ersten Mal in Bahia. Wie an allen anderen Orten, an denen er gewesen war, wählte er auch hier die Gesellschaft der einfachen Bevölkerung. Afrobrasilianer wurden nicht nur die Protagonisten seiner Fotos, sondern auch seine Freunde. Im Candomblé, der afrobrasilianischen Religion, meinte Verger den Grund für die Lebendigkeit der Bahianer zu finden. Also wurde er zum Kenner der Orixás, der afrobrasilianischen Götter. Und er beschloss, auch deren Wurzeln zu ergründen: Mit Hilfe von Forschungsstipendien reiste er in den folgenden 30 Jahren immer wieder zwischen Bahia und der Westküste Afrikas hin und her. Längst war er da schon nicht mehr „nur“ Fotograf, er schrieb für Forschungsinstitute, Zeitschriften und Buchverlage.

„Pierre Verger war ein Botschafter zwischen den Welten“, sagt Angela, als wir Vergers Wohnhaus betreten, einen zweistöckigen Bau mit dunkelrot gestrichenen Außenwänden. Jede Stufe der Treppe aus dunklem Holz knarzt. Wir gehen durch Vergers Schlafzimmer, vorbei an dem schmalen Bett und dem winzigen Schrank, in dem noch immer Vergers spartanische Garderobe hängt. „Er war ein sehr einfacher Mensch“, sagt Angela, und zeigt mir die alten Holzkisten, in denen Verger seine Negative aufbewahrte. Innen auf hellgrünen Karteikärtchen zwischen den Negativ-Hüllen sind in Handschrift komplizierte Codes notiert: „Kipushi AF/COB – AL – L“, „Vilile Indigène AF/COB – AL – I“. So hielt Verger Ordnung in seinem Archiv.

In Bahia fotografierte Verger das komplette Leben der Afrobrasilianer, sagt Angela. „Märkte, Feste, traditionelle Bräuche, Religion, Kleidung, Kunst, Architektur, einfach alles!“ Seine Fotos seien für die Bahianer deshalb wie eine Art Gedächtnis, sagt Angela. Sie dokumentieren eine Zeit, in der sich Medien und offizielle Geschichtsschreibung mit dem Leben der weißen Oberschicht befassten und nicht mit dem der Sklaven-Nachfahren. Seine Fotos aus Afrika wiederum helfen den Afrobrasilianern auch heute noch, einen Teil ihrer Herkunft und damit ihrer Identität zurückzugewinnen.

Im Nebenraum wird gearbeitet. Hier sind die Fenster geschlossen, eine Klimaanlage läuft. Zusätzlich dröhnt ein Luftentfeuchter. Vor drei Jahren hat die Stiftung es endlich geschafft, ein großes Modernisierungsprojekt zu starten: Alle 60.000 Negative werden gerade digitalisiert, außerdem unzählige Fotoabzüge. Mitte 2015 soll das Projekt abgeschlossen sein. Daran arbeitet auch Tom, 29 Jahre, Nickelbrille. Schwarze Dreadlocks bis auf die Brust, in der Hand ein Skalpell. Damit bearbeitet er konzentriert die Rückseite eines großformatigen Fotos. „Das hier ist ein Bild, das Verger noch selbst entwickeln ließ. Es hing wohl mal in einer Ausstellung. Ich entferne gerade die Kleberreste auf der Rückseite.“ Danach wird er es abfotografieren und in die Datenbank einpflegen. Tom ist Restaurator und selbst ambitionierter Hobbyfotograf. Es sei beeindruckend, was Pierre Verger mit seiner Rolleiflex schon alles konnte, sagt er. „Für mich persönlich hatte ein Foto von einer religiösen Zeremonie der Yoruba in Westafrika den größten Aha-Effekt. Da war jemand zu sehen, in dem sich ein Gott verkörpert hatte und der in seiner Trance unter anderem eine Axt trug. Da wurde mir klar, dass das der gleiche Gott sein muss wie Xangô bei uns im Candomblé. Das ist der Orixá, der für Gerechtigkeit und Gewitter steht. Auch er trägt eine Axt und die gleichen rot-weißen Kleider. Die Gemeinsamkeiten waren schon verblüffend.“

So anerkannt und weit verbreitet Vergers Fotos heute in der ganzen Welt sind: In der Wissenschaft ist er umstritten. Er hat nie studiert, keine ethnologischen Forschungsmethoden erlernt. „Manche sagen, er habe zu wenig systematisiert, zu wenig Thesen gebildet, zu viel reine Beschreibung gemacht. Aber mit über 60 Jahren hat er noch an der Sorbonne seine Doktorarbeit geschrieben“, erklärt Angela. Dafür hat er in Westafrika über ehemalige brasilianische Sklaven oder Sklavennachfahren geforscht, die in die ihnen unbekannte Heimat zurückgekehrt waren. Viele dieser Kontakte seien entstanden, weil Menschen auf dem einen Kontinent Verger gebeten hätten, nach ihren Verwandten auf dem anderen Kontinent zu suchen, erklärt Angela. „Er war ein sehr offener Mensch. Er hat jeden Tag Briefe geschrieben und Briefe bekommen. Und er hat auch seine Beziehungen zu den Leuten hier im Viertel sehr gepflegt.“

Diesen Geist führen Angela und die anderen Mitarbeiter der Stiftung weiter. Für das Digitalisierungsprojekt haben sie vor allem Leute aus dem Viertel angestellt. Sandra zum Beispiel. Mit Wattestäbchen und einer speziellen chemischen Lösung reinigt sie ein Negativ nach dem anderen – gerade ist sie bei Nummer 54.095. Sandra lehnt sich zurück und nimmt den Mundschutz ab. „Meine Geschichte mit der Stiftung ist sehr persönlich. Verger war ja quasi unser Nachbar. Als ich klein war, ging ich immer mit meiner Mutter Brot kaufen, und dabei kamen wir hier am Haus vorbei. Verger fiel

einfach auf. Weil hier im Viertel fast alle schwarz sind. Nur er nicht, er war weiß und hatte blaue Augen. Dazu trug er komische Kleider, aus afrikanischen Stoffen, das hat mich schon damals neugierig gemacht.“ Sandra hat Geschichte studiert, mit Schwerpunkt „Kulturelles Erbe“. Eine Hausarbeit über ein Foto von Pierre Verger, das ihr immer gefallen hatte, führte sie erstmals in die Stiftung. Später bewarb sie sich auf den Job im Digitalisierungsprojekt. „Was ich mache, wenn wir alles digitalisiert haben, weiß ich noch nicht. Aber egal, ob es hier weitergeht oder nicht, der Stiftung bleibe ich sicher verbunden. Mein Sohn ist drei Jahre alt, er hat schon angefangen im Kulturzentrum Capoeira zu machen.“

Angela muss weg, vorher zeigt sie mir aber schnell noch die Bibliothek im Erdgeschoss. Etwa 4.000 Titel hat Verger hier gesammelt, teils seltene, sehr spezielle Bücher. „Westafrikanische Geschichte, Literatur, Ethnobotanik, Religionssysteme“, zählt Angela auf. „Und das dann entsprechend auch, was Brasilien und die Karibik anbelangt.“ Links neben dem Eingang hängen etwa unterarm lange Tafeln an der Wand, gerahmt: Hellbraun, mit immer gleich großen weißen Punkten in unterschiedlicher Anordnung. Das sind die verschiedenen Muster, nach denen die Muscheln beim Ifá-Orakel fallen können, erklärt Angela: „Das ist ein Wahrsagesystem, das bei den Yoruba in Nigeria und Benin, also in Westafrika, ganz traditionell ist. Es arbeitet mit 16 Muscheln oder Kolanüssen, die offen, halbgeschlossen oder geschlossen fallen können, oder in bestimmten Positionen. Für jede Kombination gibt es eine Geschichte, die dann sozusagen die Frage beantwortet, die der Konsulent gestellt hat. Zum Beispiel: Soll ich verreisen oder soll ich nicht verreisen? Man fragt das Orakel, und dann kommt der Muschelwurf, und der Wahrsager sagt dann, das ist die und die Geschichte – und das wird dann von den Menschen so interpretiert: Ja, ich soll, oder Nein, ich soll nicht.“

Diese Form des Wahrsagens, die vor einigen Jahren zum immateriellen UNESCO-Welterbe erklärt wurde, hat auch Pierre Verger praktiziert. Denn er war nicht nur Forscher und Beobachter, er wurde mit der Zeit auch zu einem Teil der Kultur, die ihn so faszinierte: Die Yoruba initiierten ihn als Babalaô, so heißen – auch heute in Brasilien – die Wahrsager, die mit dem Ifá-Orakel arbeiten. Dabei bekam er den zweiten Namen Fatumbi, was bedeutet: „Erneut geboren dank Ifá“.

Ich denke an die Männer, die unangekündigt vorbeikamen, um eine Reinigungszeremonie durchzuführen. Pierre Vergers Verdienste als „Botschafter“ zwischen Westafrika und Bahia wirken noch heute nach, fast zwanzig Jahre nach seinem Tod.

5. Praktikum 1: Radiowerkstatt

5.1 Was ist Deine Hautfarbe?

„Meine Hautfarbe?“ Die alte Frau auf dem Schemel schaut verdutzt auf das Aufnahmegerät, das Tainá ihr vor die Nase hält. Um sie herum bleiben Passanten stehen. Schließlich antwortet sie: Preta, „schwarz“. „Preta?“, wiederholt Tainá, „nicht negra?“ Die alte Frau lacht verunsichert. „Was ist denn der Unterschied zwischen *preta* und *negra*?“, will Tainá wissen. „Das weiß ich doch nicht!“, lacht die Alte, die Situation ist ihr sichtlich unangenehm. Wir gehen weiter.

Die Umfrage mit dem kleinen Aufnahmegerät ist die erste praktische Übung, die ich mit Tainá und Júnior mache, den beiden Sechzehnjährigen, die am zuverlässigsten zu meiner Radiowerkstatt im Kulturzentrum der Stiftung Pierre Verger kommen. Unsere Frage an die Bewohner des Viertels Engenho Velho de Brotas: „Was ist Deine Hautfarbe?“ Keine einfache Frage, das ist schon nach den ersten Interviews klar. Aber eine spannende Frage, denn sie sagt viel über die Selbstwahrnehmung der Menschen hier.

Im Zensus gilt in Brasilien die *auto declaração*, die Selbstbezeichnung: Jeder Einwohner hat die Möglichkeit, sich selbst als entweder *branco*, *amarelo*, *indígena*, *pardo* oder *preto* einzuordnen: Weiß, gelb, indigen, braun oder schwarz. Die Kategorien sind heftig umstritten: *Pardo* bedeutet „grau“ oder „undefiniert“, wird in Brasilien aber seit der Kolonialzeit zur Bezeichnung der Hautfarbe von Mischlingen benutzt. *Preto* wiederum bezeichnet allgemein die Farbe schwarz – und wird in Brasilien, oft despektierlich, nur für sehr dunkle Haut benutzt.

Das *Movimento Negro Unificado* (MNU), die brasilianische Schwarzenbewegung, fordert immer wieder, im Zensus *preto* durch *negro* zu ersetzen. *Negro* ist auf Portugiesisch keine Farbe – es wird vielmehr im Sinne von „schwarze Rasse“ verwendet. *Negro* oder *negra* nennen sich die, die ausdrücken wollen, dass sie stolz auf ihre Hautfarbe sind und sich mit ihren afrikanischen Wurzeln identifizieren. Das nationale Statistikinstitut IBGE, das den Zensus durchführt, lehnt die Forderung aber immer wieder ab: *Negro* sei keine Farbe, sondern eine Rasse, also ein Konstrukt. Entgegen die Schwarzen, auch *indigen* sei eine Rassenbezeichnung, sagt das IBGE, man könne die Kategorien schon allein deswegen nicht ändern, weil man sonst die Studienergebnisse im historischen Verlauf nicht mehr vergleichen könne.

Wir betreten den kleinen Supermarkt an der Ecke. Ein Mann mit einem weißen Dreitagebart befestigt mit einem Tacker Preisschilder auf einer Holzleiste. Tainá hält ihm das kleine Aufnahmegerät vors Gesicht. „Was ist Ihre Hautfarbe?“ Die Antwort, die er gibt, haben wir mittlerweile schon oft

gehört: „In meinem Ausweis steht pardo, aber ich bin negro.“ Tainá hat jetzt raus, wie sie die Leute durch Nachfragen zum Reden bringt: „Was heißt das für Sie, negro?“ Der Mann fährt sich durch sein verschwitztes Gesicht. „Meiner Meinung nach gibt es pardo nicht, es gibt kein ‚dazwischen‘“, sagt er mit Nachdruck. „Es gibt die Weißen auf der einen Seite und die Schwarzen, os negros, auf der anderen. Das ist meine Meinung.“

Ich hatte von der Umfrage erwartet, eine große Menge verschiedener Begriffe für Hautfarben zu hören. Weil ich weiß, dass sie existieren. Ein paar kommen dann auch: Cabo Verde, sagt eine junge Frau, sei ihr Vater gewesen. Cabo Verde, Kap Verde, erklärt sie, heißt: Jemand hat afrikanisches Blut in der Familie, also in irgendeiner Schattierung schwarze Haut, dazu aber grüne Augen und kein krauses Haar. Im gleichen Atemzug sagt die junge Frau aber: „Cabo Verde gibt es ja eigentlich gar nicht. Mein Vater war negro.“ Mir wird klar: Die Menschen hier verstehen „Hautfarbe“ nicht (mehr?) als Farbe im wörtlichen Sinn, sondern als Rassenmerkmal. Wenn jemand sich negro nennt, obwohl er hellbraune oder weiße Haut hat, geht es um Zugehörigkeit, um Identität, oft sicher auch um eine politische Haltung.

Auch meine Radio-Jugendlichen haben die Selbstbezeichnung als negro verinnerlicht. Sie identifizieren sich mit der Idee von der schwarzen Rasse. Tainá fragt einige hellhäutige Leute bei unserer Umfrage sogar unvermittelt, ob es ihnen nicht besser gefallen würde, negro zu sein. Ich überlege, dass ich weder Tainá noch Júnior als „schwarz“ beschrieben hätte. Unwillkürlich checke ich das Aussehen der beiden auf vermeintlich afrikanische Anteile: Beide haben hellbraune Haut, Júnior etwas dunkler als Tainá. Júnior hält seine Haare so kurz, dass die Afrokrause nicht sichtbar wird. Tainá glättet ihre schulterlangen, dicken, schwarzen Haare mit dem Glätteisen. Nach Tainás Gesichtszügen zu urteilen, würde ich auch indianische Vorfahren vermuten.

„Ich weiß nicht, was meine Hautfarbe ist“, versetzt die Kunstlehrerin des Kulturzentrums, als Tainá, Júnior und ich sie zwischen Pinseln und Farbtöpfen befragen. „Halb weiß, halb gelb vielleicht?“ Sie würde in Deutschland nicht auffallen – ihre Haare sind glatt und aschblond mit hellen Strähnen, ihre Augen grün-blau. „Schaut mal, dieser Farbtopf hier. Wenn die Kinder den haben wollen, sagen sie: ‚Ich will Hautfarbe.‘ Komisch, oder? Guckt mal, was da draufsteht: ‚Gelb Hautfarbe‘. Aber es ist eigentlich ein helles Rosa. So, wie wenn Du einen Lachs aufschneidest. Und es ist ganz bestimmt nicht meine Hautfarbe! Nicht mal die von Lea! Wie können die sagen, das sei Hautfarbe?“

Eines ist die Farbe in dem kleinen Plastiktopf auf keinen Fall: Die Hautfarbe von irgendeinem der Kinder und Jugendlichen, die ich in den folgenden Wochen hier kennenlerne.

5.2 Erschwerte Bedingungen, nicht nur für mich

Das Kulturzentrum der Stiftung Pierre Verger ist gut ausgestattet und bietet viele Aktivitäten an: Capoeira, Fußball, Tanz, Kochen, Gitarre, Chor – alles umsonst und mehrmals die Woche. Die meisten Kinder und Jugendlichen, die herkommen, besuchen mehrere Kurse parallel. Das bedeutet erschwerte Bedingungen für die Extra-Aktivität „Radiowerkstatt“. Denn die, die Lust hätten mitzumachen, haben nicht viel Zeit übrig. Außerdem haben einige vormittags Schule, andere nachmittags – das macht es uns schwer, Termine zu finden, die allen passen, die in den ersten Anwerbetagen Interesse zeigen. Als es endlich losgehen kann, ist da noch das Problem mit der Zuverlässigkeit.

Tainá, Júnior, Shirley, Beatrice und die anderen sind genauso unpünktlich wie die meisten Brasilianer. „Radiowerkstatt von 14 bis 17 Uhr“ heißt: Irgendwann gegen 16 Uhr kann es – natürlich nicht mit allen, die zugesagt haben – losgehen. Einmal finde ich Júnior und Tainá eine halbe Stunde nach unserer verabredeten Zeit auf der Treppe vor dem Haus, in dem Tainá mit ihrer Familie wohnt. Júnior zupft ihr gerade mit einer Pinzette die Haarstopeln aus dem Schienbein. Ich muss lachen, als ich das sehe. Das muss wahre Freundschaft sein, denke ich. Júnior bittet, noch den Streifen bis zum Knie fertigzupfen zu können. Außerdem will er, bevor wir anfangen, duschen gehen – zu Hause natürlich. Ich bin ehrlich verblüfft. Ich bin mir sicher, Júnior will mich nicht provozieren. Soweit habe ich ihn mittlerweile kennengelernt. Also erkläre ich ihm, er sehe eigentlich ganz sauber aus und dass ich nicht so lange warten will. Er nickt, ich gehe den Schlüssel für unseren Raum holen. Als ich wiederkomme, ist Júnior duschen gegangen.

Zu unserem dritten Termin erscheint – niemand. Ich warte den ganzen Nachmittag vergeblich. Jucélia, die pädagogische Leiterin des Kulturzentrums, erklärt mir, das sei in den anderen Kursen heute genauso gewesen. Die Schule ist mal wieder ausgefallen, die Lehrer streiken für höhere Gehälter. Und wenn die Kinder nicht zur Schule gehen, kommen sie auch nicht zu den Kursen im Kulturzentrum. Das sei leider ziemlich häufig, sagt Jucélia.

„Oh, in meinem Kopf sind so viele Sachen, die ich machen will. Ich hätte Lust, Musik zu studieren, oder Chemie, oder Augenmedizin, vielleicht Zahnmedizin... Ja, eigentlich würde ich wirklich gern etwas mit Medizin machen! Aber ich habe Angst vor Blut.“ Tainá lacht. Heute ist wieder Radiowerkstatt angesagt, wir warten auf die anderen. Tainá hat Ehrgeiz und viele Talente, das ist mir schon aufgefallen. Ich habe sie malen sehen, sie singt im Chor Solos, auch bei einer Theateraufführung war sie dabei. In der Radiowerkstatt hat sie keine Berührungssängste mit der Technik und ist schnell genervt, wenn die anderen trödeln. Tainás Ehrgeiz hat etwas mit ihrer Ver-

gangenheit zu tun: Sie wohnt erst seit drei Jahren hier im Viertel. „In Itirusul, wo wir herkommen, bin ich auf eine katholische Privatschule gegangen, mit einem Stipendium.“ Die Disziplin, die an dieser Schule herrschte, hat Tainá im Nachhinein schätzen gelernt, erklärt sie mir – seitdem sie hier in Salvador auf eine öffentliche Schule geht.

Die öffentlichen Schulen in Brasilien sind bekanntermaßen schlecht – ganz im Gegensatz zu den öffentlichen Universitäten, die hohe Qualität bieten und schon in den Aufnahmeprüfungen hohe Anforderungen stellen. Daraus ergibt sich der Widerspruch, dass es die – ärmeren – Absolventen der öffentlichen Schulen selten auf die öffentlichen Universitäten schaffen, während die – reicheren – Absolventen der Privatschulen dort das kostenlose Studium genießen können. Ein System, das Ungleichheiten zementiert. Zwischen Portemonnaies – und damit auch zwischen Schwarzen und Weißen.

Tainá hat nach ihrem Umzug schnell gemerkt, dass sie jetzt in der Abteilung für die Unterschicht gelandet ist: „An meiner neuen Schule gibt es viele Schüler, die nur kommen, weil ihre Mutter sie dazu zwingt. Denn wenn sie zu viele Fehltage haben, bekommt die Familie das Geld von der ‚Bolsa Família‘ nicht mehr, dem Sozialhilfeprogramm. Die wollen dann auch nichts lernen, die stören den ganzen Tag. Und die Lehrer haben das nicht unter Kontrolle.“ Tainá sagt, sie ist froh, dass sie jeden Tag hier im Kulturzentrum sein kann. „An meiner Schule gibt es zum Beispiel schon seit Langem keinen Informatikunterricht mehr. Alle Rechner sind kaputt, und vom Ministerium kommt keiner, um etwas daran zu ändern.“ Auch sonst sei die Ausstattung schlecht, erzählt sie: „Vor mehr als einem Jahr wurden alle Ventilatoren in den Klassenräumen abgenommen, angeblich um neue anzubringen. Aber bis heute sind die neuen Ventilatoren nicht gekommen. Die Hitze in den Klassenräumen ist echt eine Qual.“

„Was würden die Jugendlichen hier machen, wenn es das Kulturzentrum nicht gäbe?“, frage ich Tainá. Sie zögert keine Sekunde: „Die meisten wären kriminell.“ Es gebe hier im Viertel sonst einfach nichts zu tun, sagt sie. Keine Sportplätze, keine Aktivitäten – der einzige Park, in dem auch das kleine Theater liegt, ist gleichzeitig der Treffpunkt für die Junkies und Dealer der Gegend.

Wie in jedem Viertel in Salvador gibt es auch in Engenho Velho de Brotas Drogengangs, die das Territorium unter sich aufgeteilt haben. Das hatte mir Angela Lühning schon bei einem abendlichen Rundgang durch das Viertel erzählt. Sie wisse nichts über die Anführer und ihre Treffpunkte, sagte sie. „Ich weiß nur, dass die Stiftung und auch das Kulturzentrum anscheinend eine Art Schutz genießen. Bei uns ist noch nie jemandem etwas passiert.“

Trotzdem bemerken Angela und die anderen Mitarbeiter der Stiftung die Auswirkungen des latenten Krieges zwischen den Drogengangs: Etwa einen Monat, bevor ich herkam, war das Kulturzentrum zwei Wochen lang wie ausgestorben. Kein einziger Jugendlicher ließ sich zu den Kursen blicken, alle hatten sich zu Hause verschanzt. Der Grund: Es hatte Tote gegeben, bei Schießereien zwischen den beiden Gangs. Dann, nach zwei Wochen, waren die Territorialgrenzen wohl neu abgesteckt, die Jugendlichen erschienen wieder, und das Leben ging weiter.

„Macht Euch so etwas Sorgen?“, frage ich Tainá und Júnior, der sich mittlerweile zu uns gesetzt hat. Beide schütteln den Kopf. „Die Drogenhändler tun den Bewohnern ihres Viertels ja nichts“, sagt Júnior. Und Tainá: „Sie kämpfen nur gegen andere Gangs. Eigentlich passen sie sogar auf, dass hier im Viertel niemand bestohlen wird.“

5.3 Vovó Cici

An Vovó Cici kommt niemand vorbei. Wer ankommt, gibt ihr Küsschen. Wer geht, bittet sie um ihren Segen: „Bença, Vó!“ – „Deus te abençoe“, antwortet sie dann, „Gott segne Dich“. „Oma Cici“, wie sie alle nennen, verbringt den Großteil ihrer Zeit hier im Kulturzentrum der Stiftung Pierre Verger. Wenn ich ankomme, kocht sie entweder gerade für die Kinder oder sie sitzt an einem der Tische im überdachten Innenhof. Dann lehnt sie die Krücke, die ihren krummen Beinen beim Laufen etwas vom Gewicht ihres runden Körpers nimmt, an die Holzbank. Und unterhält sich mit jedem, der sich dazusetzt. Es ist schwierig, ihr zu folgen. Was sie erzählt, fasziniert mich aber jedes Mal. Cici ist so etwas wie ein lebendiges Lexikon in afrobrasilianischer Geschichte, Kultur und Religion.

Vovó Cici, „Oma Cici“, heißt eigentlich Nancy de Souza Silva. „Nancy, diesen Namen hat mein Vater ausgesucht, weil die Stadt Nancy in Frankreich am Tag meiner Geburt gerade bombardiert wurde.“ Ich schlucke: Ein schwer beladener Name. Aber es geht noch weiter: „Souza und Silva sind typisch portugiesische Namen. Die mussten meine Vorfahren von ihren Besitzern übernehmen.“ Ihre Urgroßmutter war Sklavin eines Herrn De Souza, erklärt Cici. „In Brasilien kannst Du manchmal besser am Namen als an der Hautfarbe erkennen, was für Vorfahren die Leute haben.“ Sie lacht. „Hast Du schon mal jemanden mit dem Nachnamen Negreiros getroffen? Das sind die Sklavenhändler, denen die Sklavenschiffe gehörten, die navios negreiros.“

Um Cicis Hals hängen immer mehrere fios-de-contas, lange Ketten aus kleinen bunten Perlen. Diese Ketten sind je nach ihrer Farbe verschiedenen Orixás gewidmet. „Diese hier, durchsichtig wie Wasser, ist Iemanjá, die

Meeresgöttin“, erklärt Cici. „Die grüne ist Ogum, und zwar der Ogum, der im Wald lebt und jagt. Und die braune Kette ist Iansã, die Göttin, die uns vom Tod befreit. Beziehungsweise von den Geistern der Toten, die uns verfolgen...“ Am Handgelenk trägt Cici ein unscheinbares Armband aus grünen und braunen Perlen. „Das habe ich erst vor Kurzem bekommen, nachdem ich in den Ifá-Kult eingeweiht wurde. Ich musste sehr viel studieren, um das tragen zu dürfen.“

Ifá – das Wahrsagesystem, das auch Pierre Verger praktizierte. Cici erklärt, dass nur Männer Babalaô werden, also das Orakel befragen können – aber die Geschichten und Hintergründe können auch Frauen lernen. Zu Vergers Lebzeiten hat Cici eng mit ihm zusammengearbeitet, erzählt sie. Sie besuchten das gleiche Candomblé-Haus, also die gleiche Religionsstätte. Auf einigen Fotos, die Verger dort gemacht hat, ist Cici als jüngere Frau zu sehen. Wegen ihrer Erfahrung in der Religion, sagt sie, konnte sie ihm manchmal Sachen erklären, die er nicht zuordnen konnte.

In den nächsten zwei Stunden erzählt mir Vovó Cici von ihrer spirituellen Entwicklung, einschließlich gruseliger Geschichten von Geistererscheinungen, die sie ihr Leben lang begleitet haben. Die Diagnose der Schulmedizin lautete „Psychose“, der Candomblé aber hat ihr geholfen, von den Psychopharmaka wegzukommen. Nach den im Candomblé üblichen monatelangen Initiierungsritualen fühlte sich Vovó Cici besser – sie konnte endlich wieder ruhig schlafen, sagt sie. Die Trance, in die sie bei den Zeremonien fällt, macht ihr keine Angst, im Gegenteil. Im Candomblé gilt das als der Moment, in dem die Orixás, die Götter, in den Körper eines Menschen fahren.

Nur 0,3 Prozent der Brasilianer sind Anhänger einer der afrobrasilianischen Religionen, sagt die offizielle Statistik. Immer wenn diese Zahlen bekannt gemacht werden, ist aber auch von großen Dunkelziffern die Rede. Noch immer traut sich nicht jeder Candomblé-Gläubige, seinen Glauben offen zuzugeben. Und das, obwohl sich in dieser synkretistischen Religion die Widerstandskraft der Afrikaner zeigt, die als Sklaven nach Brasilien gebracht wurden. Sie verschmolzen katholische Heilige und afrikanische Orixás, indem sie etwa kleine Fetisch-Gegenstände unter die kirchlichen Ikonen schmuggelten.

Dass der Candomblé in Brasilien heute wieder so präsent ist und über ihn so offen gesprochen werden kann, ist alles andere als selbstverständlich: Trance-Tänze, Tieropfer, Gesänge in der Sprache der Yorubá – viele Eigenheiten dieser Religion haben lange zu großen Ressentiments und Repression seitens der Herrschenden geführt. Erst seit dem Erstarben der Schwarzenbewegung ab den 1970er Jahren trauen sich die Gläubigen, ihre Religion offen zu praktizieren. Symbole des Candomblé, wie zum Beispiel die bunten Perlenketten in den Farben der Orixás, sind mittlerweile als Folklore in ganz

Brasilien beliebt. Trotzdem gibt es auch heute noch Vorurteile gegenüber dieser afrobrasilianischen Religion. Insbesondere die Anhänger evangelikaler Kirchen schänden immer wieder heilige Orte des Candomblés, auch hier in Bahia, oder beschimpfen seine Anhänger öffentlich als Teufelsanbeter.

6. Die Kinder des Kongo

„Warum können wir Brasilianer alle auf Englisch und Französisch Guten Tag sagen, aber nicht auf Yoruba?“, fragt der Zweimetermann in der Reihe vor mir. Er trägt eine weiße Hose und ein weißes Baumwollhemd, das bis über seine Hüfte reicht. Auf seinem Kopf sitzt eine ovale Kappe aus weißem Stoff. „Schließlich haben wir seit 2003 endlich das Gesetz, nach dem in allen Schulen afrikanische und afrobrasilianische Geschichte und Kultur gelehrt werden muss“, schallt seine Stimme durch den Raum. „Warum lehren wir unsere Kinder dann nicht auch die Sprache unserer Vorfahren aus Westafrika?“ Der Kultursekretär des Bundesstaats Bahia, Albino Rubim, lächelt unverbindlich. Dann gibt er mal wieder das Wort an einen der anderen Gäste weiter, die neben ihm auf dem Podium sitzen.

Seminar über die Kulturpolitik in Sachen *Cultura Negra* – eine der unzähligen Veranstaltungen zum „Tag des Schwarzen Bewusstseins“. Der große Raum in der Stadtbibliothek ist nicht mal zur Hälfte voll. Die meisten Anwesenden scheinen sich zu kennen.

Der Kultursekretär wirft mit Zahlen um sich. Der Karneval im Pelourinho, dem historischen Stadtzentrum, werde jährlich mit drei Millionen Reais unterstützt. Mehr als 20 Immobilien im Pelourinho habe man Institutionen überlassen, die *Cultura Negra* produzieren. Dass der „Peló“, wie die Bahianer den Pelourinho nennen, besonders gefördert wird, ist keine Überraschung – hier wird ja auch das bunte Image der „schwarzen Hauptstadt“ Brasiliens gepflegt. Interessanter fände ich, die Relationen zu kennen: Wie flächendeckend die Politik auch kleinere afrobrasilianische Kulturinitiativen unterstützt. Ich stehe auf und frage, wie viel Geld des gesamten Kulturbudgets anteilig in „Schwarze Kultur“ fließt. Der große Mann mit der weißen Kappe dreht sich nach mir um. Mit seinem Smartphone fotografiert er mich, frontal, aus nächster Nähe. Ich fühle mich wie ein Zootier.

Nach der Veranstaltung spreche ich den Riesen an. „Deine Frage war spektakulär!“ lacht er breit und stellt sich als Nadinho do Congo vor. Hinter seiner Brille funkeln freundliche Augen, ich bin sofort versöhnt. „Da sitzt der Kultursekretär von Bahia, das muss man sich mal klarmachen, und kann Dir nicht genau sagen, wie viel Geld in die *Cultura Negra* fließt! Unglaublich.“ Albino Rubim hatte lange laut gerechnet und war dann bei etwa

zwölf Millionen Reais pro Jahr gelandet, knapp vier Millionen Euro. Das sei etwa ein Fünftel der Ausgaben des Kultursekretariats. Immerhin. Nicht jeder schwarze Brasilianer macht oder liebt schließlich auch „Schwarze Kultur“, denke ich.

An einem Sonntagmorgen kurz darauf sitze ich im Bus nach Boca da Mata, wo Nadinho wohnt. Wir waren uns nach dem Seminar zufällig wiederbegegnet – beim Konzert eines bloco afro, bei dem der Kassierer Nadinho wie selbstverständlich ohne bezahlen vorbei ließ und jeder Zweite ihm die Hand schüttelte. Während er wieder ständig Fotos mit seinem Smartphone machte.

„Ich dokumentiere mit den Fotos unser Leben, unsere Kultur, unsere Realität“, sagt Nadinho, und begrüßt mich mit einer kräftigen Umarmung. „Wir Schwarzen wurden so lange Zeit aus der offiziellen Geschichtsschreibung ausgeklammert! Wenn ich jetzt ständig Fotos mache, verhindere ich damit, dass das noch mal passiert.“ Ich denke an Pierre Verger und seine Fotos aus dem vergangenen Jahrhundert. Auch Nadinho war schon im Archiv der Stiftung, erzählt er – um mehr über die Vorläufer des Afoxés zu erfahren, den er 1979 wieder ins Leben gerufen hat.

Afoxés waren die ersten afrobrasilianischen Tanz- und Musikformationen im Karneval von Bahia. Der Bekannteste und zurzeit Größte heißt „Filhos de Gandhi“. Bei den Karnevalsumzügen tragen die „Söhne Gandhys“ weiße Turbane, die an Mahatma Gandhi erinnern sollen. Das mit der Gewaltfreiheit sei ja ehrenwert, sagt Nadinho, aber ansonsten hat er für die Konkurrenz nicht viel Bewunderung übrig. Vielleicht auch, weil er ein bisschen neidisch ist: Die Filhos de Gandhi laufen beim Karneval teilweise mit mehr als 3.000 Leuten, während sein Afoxé, die Filhos do Congo – „Kinder des Kongo“ – nur etwa 300 zusammenbringen. „Bei den Filhos de Gandhi gibt es mittlerweile viele, die mit dem religiösen Ursprung der Afoxés nichts mehr am Hut haben“, stänkert Nadinho. „Sie laufen im Karneval nur mit, weil die Gruppe so berühmt ist, und weil sie dann den Frauen am Straßenrand gegen einen Kuss die weiß-blauen Perlenketten umhängen können.“

Dann wird Nadinho wieder ernst: Der Ursprung der Afoxés liegt in der Religion, im Candomblé, erklärt er. „Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind Afoxés auf den Straßen von Bahia umhergezogen. Sie trommelten, sangen und tanzten all das, was sonst nur bei Candomblé-Zeremonien zu hören und zu sehen war. Deshalb nennen manche Leute die Afoxés auch ‚Straßen-Candomblé‘.“ Das Ganze fand aber nicht zum Spaß statt: „Die Candomblés wurden damals von der machthabenden Elite verfolgt. Wenn die Polizei mitbekam, dass irgendwo in einem Haus oder im Wald eine Zeremonie stattfand, hat sie die Veranstaltung gesprengt, religiöse Gegenstände beschlagnahmt, Leute verhaftet. Afoxé-Umzüge waren also eine

Art Verteidigungsstrategie: Man veranstaltete auf der Straße eine harmlose Version dessen, was man in den Candomblé-Häusern nicht machen durfte.“

Wir sind mittlerweile auf Nadinhos Grundstück angekommen, das etwa so groß ist wie ein halbes Fußballfeld. Im Staub parkt Nadinhos alter weißer VW-Bus. Unter einem Wellblechdach neben dem kleinen, einstöckigen Haus stellen ein paar junge Frauen gerade Stuhlreihen auf. Teilnehmerinnen eines Sozialprojekts des Afoxés, erklärt Nadinho. Zu ihrem Jahresabschlussstreffen hat er mich heute eingeladen.

Nadinhos Wohnhaus ist gleichzeitig der Sitz des Afoxés. Innen ist es dunkel, im größten Raum stehen überall Trommeln herum. Ein dicker Kampfhund liegt an einer Kette, die in der Wand verankert ist. Nebenan ein kleines Wohnzimmer und eine winzige Küche, beide ohne Fenster, die Wände sind leuchtend blau gestrichen. „Siehst Du die Unterlagen da auf dem Schreibtisch? Ich bin jetzt im vierten Semester meines Jurastudiums“, sagt Nadinho stolz. „Ich mache das, damit ich den Leuten hier helfen kann, wenn sie Probleme haben. Ich will unsere Rasse verteidigen können.“ Aus Nadinhos Mund klingt das Wort „Rasse“ sympathisch, stelle ich fest.

Draußen haben sich mittlerweile etwa 20 junge Frauen und ein Mann versammelt. Sie gehören zu einem Kreis von Schwarzen StudentInnen, die über die Filhos do Congo an einer privaten Hochschule aufgenommen wurden. Die Studiengebühren hat die Hochschule ihnen erlassen – unter der Bedingung, dass sie eine bestimmte Stundenzahl an Freiwilligenarbeit in sozialen Einrichtungen verrichten. „Ohne dieses Programm wäre es sehr unwahrscheinlich gewesen, dass ich an einer Uni lande“, sagt Thaise. Sie ist 21, studiert Pädagogik und leistet ihre Sozialstunden in einem Altersheim und einem Waisenhaus. „Die Filhos do Congo haben uns überhaupt auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht. Dann haben sie hier einen Vorbereitungskurs für die Aufnahmeprüfung organisiert“, erzählt sie dankbar. „Anschließend fand die Prüfung in einer Schule hier in der Nähe statt, und jetzt treffen wir Studenten uns hier fast jede Woche bei Nadinho.“ Thaise ist im Viertel geboren und aufgewachsen, sie wird bei den Umzügen der Filhos do Congo auch als Tänzerin geschätzt. „In den letzten Jahren hat sie sich aber nicht oft blicken lassen“, sagt Nadinho später mit gedämpfter Stimme. „Sie hat geheiratet, und sich schon wieder getrennt. Ich wäre wirklich froh, wenn wir ihr mit diesem Projekt eine Zukunft ermöglichen können.“

Der Träger der privaten Hochschule, um die es geht, sitzt in São Paulo. Er unterhält private Bildungsinstitute in ganz Brasilien. Den Filhos do Congo zahlt der Träger pro Student eine Aufwandsentschädigung von 40 Reais. Um die 300 Studenten hat der Afoxé der Hochschule in den vergangenen Jahren verschafft. Die Zusammenarbeit funktioniere besser als die mit der Regierung, seufzt Nadinho.

Die Filhos do Congo haben, anders als bekanntere blocos afro, keine großen Sponsoren. Sie sind deshalb vor allem von projektbezogenen Fördergeldern der Landesregierung oder der Stadtverwaltung abhängig. „Bis vor Kurzem hatten wir hier Englisch-, Französisch- und Yoruba-Unterricht, außerdem ein Videoprojekt“, erzählt Nadinho. „Das Projekt war für drei Jahre bewilligt. Aber nach dem zweiten Jahr kam plötzlich ein Brief vom Kultusministerium: Das Geld sei aus, wir müssten das Projekt beenden.“ Auch deshalb lassen Nadinho und seine Mitarbeiter keine Veranstaltung aus, auf der es auch nur im Entfernten um Schwarze Kultur geht: Präsenz zeigen, heißt die Devise.

Nadinho hat drei externe Redner eingeladen, sie halten Vorträge zu Teamarbeit, zu Finanzfragen bei Selbstständigen und zur Geschichte der Schwarzen hier im Viertel. Eine Menge zusätzlicher Bildung für einen Sonntagmittag – ich bin beeindruckt, wie konzentriert Thaise und die anderen den Vorträgen folgen.

Je besser ich Nadinho kennenlerne, desto mehr beeindruckt er mich: Er war in seinem Leben schon Bonbonverkäufer im Bus, Eisverkäufer am Strand, Zeitungsverkäufer auf der Straße. Er hat sich zum Uhrmacher ausbilden lassen, hat Tanz, Capoeira und Musik für sich entdeckt und schließlich ein Musikstudium fast abgeschlossen. „Zu 96 Prozent! Dann hat mich die Lehrstuhlinhaberin mehrfach nicht durch die Abschlussprüfungen gelassen. Das war Diskriminierung, ich habe die Universität verlassen. Weil ich noch nie eine aggressive Person war.“ Trotzdem wurde Nadinho später vom Staat als Lehrer angestellt – in einem Jugendgefängnis. Mittlerweile arbeitet er drei- bis viermal pro Woche an verschiedenen Schulen, als einer von wenigen Lehrern, die afrikanische und afrobrasilianische Geschichte und Kultur unterrichten – wie es das Gesetz von 2003 fordert. Die Inhalte hat er sich selbst erarbeitet.

Ob wohl irgendwann auch Yoruba auf den Lehrplänen stehen wird? Zumindest wird Nadinho nicht aufhören, diese Forderung zu stellen. Dabei legt er dann dem einen oder anderen Funktionär aus zwei Metern Höhe den Arm um die Schulter – ganz freundschaftlich. Und macht mit der anderen Hand ein Foto für die Nachwelt.

7. Feuerwehrfest auf bahianisch

Ich fühle, wie Schweiß meinen Rücken herunterläuft. Und presse mich noch etwas mehr an die untere Etage der riesigen Bühnenkonstruktion, in deren Schatten ich versuche, der brennenden Sonne zu entkommen. Aus den Lautsprechern über mir dröhnt die Stimme des Priesters in ohrenbetäu-

bender Lautstärke. Ich kann hier nicht weg, die Menge um mich herum ist undurchdringlich. Sechstausend Menschen, höre ich später, stehen hier seit acht Uhr morgens auf dem Pelourinho-Platz, auf dem der Priester der Kirche Nossa Senhora do Rosário dos Pretos die Messe feiert. Sechstausend Menschen singen mit voller Inbrunst, beten, schwitzen, recken die Hände in die Luft. Es ist der Tag der christlichen Heiligen Barbara. Und der Tag von Iansã, der Candomblé-Göttin, die im brasilianischen Synkretismus mit Santa Barbara assoziiert wird.

„Ich bin gekommen, um der Heiligen Barbara zu danken“, sagt Daniela de Souza Macedo, im Eingang der Kirche. Sie hat eine rote Rose gekauft, bei einem der unzähligen Händler in der Seitenstraße und sie am Fuß der Heiligenstatue abgelegt. Daniela trägt ein T-Shirt mit dem Bild der heiligen Barbara, auf dem Arm hält sie ihre einjährige Tochter, Maria Antonia – rotes Kleidchen, passendes Stirnband. „Vor genau einem Jahr lag ich im Krankenhaus, nach einem Not-Kaiserschnitt. Mein Baby und ich wären fast gestorben. Meine Schwägerin hat die Heilige Barbara um Hilfe angerufen. Heute bin ich gekommen, um ihr zu danken.“ Ein paar Meter weiter steht die Rentnerin Maria Auxiliadora in der Schlange vor der Heiligenstatue. Sie trägt eine große Sonnenbrille, hinter der sie Tränen der Rührung versteckt und auf dem Arm einen großen Strauß roter Rosen, noch in Plastik verpackt. „Ich danke heute sowohl Iansã als auch der Heiligen Barbara. Iansã ist mein Orixá, sie bestimmt über meinen Ori, meinen Kopf. Aber ich verehere auch die Heilige Barbara.“

Der vierte Dezember ist einer der synkretistischen Feiertage, die in Bahia die größten Menschenmengen mobilisieren. Schon am Vortag werden die Straßen, die die Prozession mit dem Bild der Heiligen entlanglaufen wird, mit roten und weißen Fähnchen geschmückt. Rot und weiß sind auch die Gläubigen gekleidet, der ganze Platz leuchtet in diesen Farben. Die Messe, die der Priester hier feiert, ist pure katholische Liturgie, versichert mir Cleidiana Ramos, Reporterin der Tageszeitung *A Tarde*, mit der ich mich am Rande der Prozession zusammentelefoniert habe. Sie schreibt gerade ihre Doktorarbeit in Anthropologie über Volksfeste in Bahia. „Aber die Trommeln, die die Gesänge begleiten, sind *Atabaques*, die auch bei Candomblé-Zeremonien gespielt werden. Auch die Rhythmen stammen aus dem Candomblé.“

Im Lauf des Festes sehe ich Candomblé-Priesterinnen, die sich vom katholischen Pfarrer die Hostie in den Mund legen lassen. Ich sehe Menschen mit Kreuz-Kettchen um den Hals, die sich fast die Arme ausrenken, um von den Candomblé-Frauen *Acarajé* geschenkt zu bekommen. *Acarajé* heißen die Bällchen aus Bohnenteig, die in tiefrotem Palmöl frittiert werden – ein Essen, das im Candomblé der Göttin Iansã dargebracht wird.

Iansã ist eine Göttin aus dem Candomblé-Pantheon, die besonders stark für weibliche Kraft und Unabhängigkeit steht. Sie gilt als Herrin der Blitze

und Donner und des Feuers. Auch die Heilige Barbara wird im katholischen Glauben aus verschiedenen Gründen mit Feuer und Blitzen in Verbindung gebracht. Die Legende besagt unter anderem, dass der Vater der Märtyrerin, der sie zu Tode quälen ließ, zur Strafe von einem Blitz getroffen wurde und verbrannte. In Brasilien ist Santa Barbara die Schutzheilige der Feuerwehr. Deshalb ist das heutige Fest gewissermaßen auch eine Art Feuerwehrfest – und in der Prozession nach der Freiluftmesse läuft auch eine Blaskapelle mit.

Die Prozession zieht mehrere Stunden unter der sengenden Sonne durch die Straßen des Stadtzentrums von Salvador. Schwitzende Menschen tragen die Statue der Heiligen Barbara auf einer Sänfte durch die Menge, geschmückt mit unzähligen Blüten. Andere Heiligenstatuen folgen. Dann macht die Masse Station beim Hauptquartier der städtischen Feuerwehr, wo die Heiligenstatue von Sirenen begrüßt wird. Segenssprüche vom Priester. Dann verliert sich der religiöse Charakter des Festes ein wenig. Mobile Händler reichen eisgekühltes Dosenbier aus großen Styroporboxen, die sie auf Schubkarren durch die Menge bugsieren. Aus riesigen Lautsprechern auf einem Autodach dröhnt brasilianischer Reggae.

Die religiöse Mischung dieses Festtages war nicht immer so stark und hat nicht immer so viele Menschen angezogen, erklärt Cleidiana. In den 1970er Jahren sei das Fest für Santa Barbara eher klein und unbedeutend gewesen, und es kamen vor allem Katholiken. Dann wurde der Pelourinho restauriert und damit auch die afrobrasilianische Volkskultur neu bewertet. Teilweise habe das zu einer echten Wiederbelebung geführt, sagt Cleidiana – wie beim Fest von Santa Barbara: Zum ersten Mal begangen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wurde es im Jahr 2008 vom Amt für Denkmalschutz des Bundesstaats Bahia zum „Immateriellen Kulturerbe“ erklärt.

Die Party endet schließlich beim Mercado de Santa Barbara, einem ehemaligen Marktgebäude in der Nähe des Pelourinho-Platzes, in dem heute kleine Geschäfte untergebracht sind. Barbara ist nicht nur die Schutzheilige der Feuerwehr, sondern auch des Marktes. Einige Händler verteilen hier kostenlos Caruru an die Prozessionsteilnehmer, ein afrobrasilianisches Gericht aus Okraschoten. Aber Achtung, das ist nicht irgendein Gericht: „Für den Caruru von Iansã, beziehungsweise Santa Barbara, muss man die Okraschoten in kleine runde Scheiben schneiden“, sagt Cleidiana. Denn Iansã, wie die Heilige Barbara, wird eben auch mit monetärem Reichtum assoziiert. Und die kleinen runden Scheiben der Okraschote symbolisieren Münzen. Wer am vierten Dezember freigiebig Caruru verteilt, tut das also in Wirklichkeit, um Reichtum anzuziehen.

7.1 Iansã und der Feuerball

Einer der Mythen über Iansã liefert, Cleidiana Ramos zufolge, die Begründung dafür, warum ausgerechnet Acarajé das Essen dieser Göttin ist. „Ein Acarajé-Ball ist dann fertig frittiert, wenn er vom roten Palmöl die Farbe des Feuers angenommen hat...“

Iansã war mit Xangô verheiratet, dem mächtigen Gott des Feuers, der Blitze und des Donners, sowie der Gerechtigkeit. Eines Tages befahl ihr Xangô, ein Paket für ihn abzuholen. Sie dürfe das Paket aber nicht öffnen. Iansã folgte dem Befehl, wenn auch widerwillig, denn eigentlich war sie niemand, dem man etwas befehlen konnte. Auf dem Weg siegte ihre Neugier. Sie öffnete das Paket und fand darin eine Kugel aus Feuer. Iansã verschluckte diesen Feuerball und erlangte so die gleichen Kräfte wie Xangô. Als Xangô erfuhr, dass Iansã sich seinem Befehl widersetzt hatte, entbrannte ein Krieg zwischen den beiden. Iansã gelang es mit Hilfe des Heeres eines anderen Gottes, Xangô in die Flucht zu schlagen.

8. Praktikum 2: „Jornal A Tarde“

8.1 Superhelden

„Als Journalist bist Du hier eine Art Superheld“, sagt Luan Santos, als wir durch das schlammige Wasser Richtung Fußballfeld waten. Wie zur Bestätigung ruft eine Frau zu uns herüber: „Hier, die Schule solltet Ihr Euch mal angucken! Das Gebäude ist ein Skandal!“ Wir sind in Cajazeiras, dem bevölkerungsreichsten Stadtteil Salvadors, laut Statistik auch der „Zweit-schwärzeste“. Luan recherchiert für einen großen Bericht zum Zustand der öffentlichen Fußballfelder. Dieses Feld hier liegt in einer Senke. Seit dem frühen Morgen regnet es wie aus Eimern, reißende braune Bäche stürzen auf das Spielfeld hinunter. Die Jugendmannschaft von Trainer Ari Oliveira sieht aus wie eine Horde schlammiger Schweinchen. Als er die Reporter kommen sieht, unterbricht er sofort das Training. „Hier ist schon seit Ewigkeiten nichts gemacht worden, wir brauchen endlich ein Abflusssystem!“ Leo Martins, Fotograf bei der Tageszeitung „A Tarde“, bei der ich seit dieser Woche hospitiere, weil sie immer wieder afrobrasilianische Themen aufgreift, macht jede Menge Fotos. Luan, der Reporter, nickt und macht sich Notizen, soweit es der Regen zulässt. Die Kinder blicken ihn mit großen Augen an. „Bei solchen Recherchen wird man automatisch zum Anwalt der kleinen Leute“, sagt Luan später. „Die Menschen in den armen Vierteln haben so wenig Bildung, die wissen oft gar nicht, was ihre Rechte sind und an wen

sie sich wenden müssen, wenn etwas im Argen liegt. Und wenn das hier der Zustand der Fußballfelder ist – Fußball, in Brasilien! –, dann kannst Du Dir ja vorstellen, wie es in anderen öffentlichen Einrichtungen aussieht.“ Im Lauf des Vormittags werden wir noch Fußballfelder sehen, die von Ratten, Skorpionen und Schlangen bevölkert sind, deren Zäune in Fetzen von den Pfeilern hängen und eins, dessen Ecke bei einem Erdbeben weggesackt ist. Immer sind die Menschen unglaublich offen für Interviews und lassen sich auch gern fotografieren. Das Vertrauen in die Medien ist enorm.

Im Großraumbüro der Redaktion sieht man alle möglichen Hautfarben. Freitags kann man erkennen, wer Anhänger des Candomblé ist: Einige Kollegen tragen dann ausschließlich weiße Kleidung. Die leitenden Funktionen sind aber, soweit ich das in meiner Zeit hier übersehen kann, bis auf eine Ausnahme alle von Weißen besetzt. Ich komme mit Gilson Jorge ins Gespräch, der für den Immobilienteil der „Tarde“ schreibt. Er lacht, als ich ihm die Superhelden-Geschichten erzähle. Alles habe seine Grenzen, sagt er. Schließlich sei das hier immer noch ein kommerzielles Medienunternehmen. Er erzählt mir von einer denkmalgeschützten Villa im Reichtumsviertel Vitória, die in schlechtem Zustand war und abgerissen werden sollte – ein Investor plante ein Hochhaus. Gilsons Kollegin berichtete mehrfach kritisch, dann wurde sie von der Geschäftsführung des Verlags zurückgepfiffen. Die Baufirma hatte gedroht, ihre ganzseitigen Anzeigen zurückzuziehen.

8.2 Journalistin mit Mission

Cleidiana klemmt sich das Handy zwischen Ohr und Schulter und schreibt etwas in ihr dickes, rosafarbenes Notizbuch mit den Glitzerpferden darauf. Als sie auflegt, bemerkt sie meinen Blick und lacht ihr ansteckendes Lachen: „Ich liebe diese rosa Dinger! Die erinnern mich an meine Kindheit.“ Dann erzählt sie, dass sie gerade mit der Priesterin des Candomblé-Hauses telefoniert hat, dem sie selbst angehört: Mãe Valnizia de Ayrá wird ab jetzt die Kolumne für die Meinungsseite der „Tarde“ schreiben. Vorher hatte Mãe Stella de Oxóssi diese Kolumne geschrieben, eine der bekanntesten Candomblé-Priesterinnen der Stadt. Die Kolumne der Candomblé-Priesterinnen hat die Zeitung im Jahr 2011 eingerichtet, sie steht gleichberechtigt neben Kolumnen von Autoritäten der Evangelikalen, Katholiken, Spiritisten... „Das ist schon verrückt“, sagt Cleidiana, und meint etwas ganz anderes: „Im Candomblé ist meine Priesterin, meine mãe de santo für mich eine echte Autorität. Und jetzt muss ich ihre Texte redigieren.“

Cleidiana Ramos ist Spezialreporterin bei der Zeitung „A Tarde“. Sie schreibt über alle Themen rund um afrobrasilianische Religion und Kultur.

Der Vertrag als repórter especial ist ein großes Privileg. Er bringt Cleidiana nicht nur ein vergleichsweise hohes Einkommen. Er ermöglicht es ihr auch, nur ein bis zwei Artikel pro Woche zu schreiben – dafür aber über die Themen, die sie wirklich interessieren, und mit gründlicher Hintergrundrecherche. Nebenbei betreut sie die Kolumne der Candomblé-Priesterin und schreibt, auf der Homepage der „Tarde“, den Blog „Mundo Afro“. Darauf rezensiert sie z.B. neu erschienene Bücher oder porträtiert Persönlichkeiten aus der afro-brasilianischen Szene – „alles, was in die ‚Tarde‘ nicht mehr reinpasst“. Und als ob das nicht schon genug wäre, verantwortet Cleidiana auch die jährliche Sonderbeilage zum Tag des Schwarzen Bewusstseins, zum ersten Mal erschienen im Jahr 2003 und seitdem mehrfach mit Medienpreisen prämiert.

Wie Cleidiana zu dieser Art von „schwarzem Gewissen“ der Zeitung wurde, sagt viel über sie, aber auch über das Thema Rassismus in Brasilien.

Anfang des Jahrtausends hatte die „Tarde“ finanzielle Schwierigkeiten. Die Konkurrenz war stärker geworden, das Internet wurde wichtiger, die Auflage sank. Die Geschäftsführung begann einen redaktionellen Umgestaltungsprozess. 2003 kam ein externer Trainer in die Redaktion, er sollte versuchen, mit den Reportern neue Formen zu finden und die Qualität der Artikel zu verbessern. Eine Wirtschaftsreporterin machte den Themenvorschlag „Rassismus in Bahia“. Sie wollte anhand von Daten wie etwa Arbeitslosenstatistik, Einkommensverteilung und Alphabetisierungsrate einen Artikel über die Situation der Afrobrasilianer in Bahia schreiben – benachteiligt in all diesen Bereichen, obwohl mit ca. 80 Prozent die deutliche Mehrheit der Bevölkerung. „Lasst uns das direkter angehen“, sagte der Trainer. „Ich will, dass Ihr auf die Straße geht und selbst überprüft, ob es hier Rassismus gibt oder nicht.“

Cleidiana war damals seit vier Jahren Reporterin und schrieb über alle möglichen Themen. Für diese Recherche wurde sie erstmals wegen ihrer Hautfarbe ausgewählt. Zusammen mit zwei Kollegen zog sie los in Richtung Shoppingcenter. Gilson Jorge, dunkelbraune Hautfarbe, kurze Afrokrause. Sie selbst, mittelbraune Haut mit Sommersprossen, schulterlange Krisselmähne. Und Manuela Barros, eine hellhäutige Kollegin, blond, „so richtig topmodel-mäßig“, lacht Cleidiana.

„Es waren total verrückte Situationen“, erzählt sie dann. „Gilson und ich sind zum Beispiel in einen Juwelierladen hineingegangen, als Paar quasi. Wir haben bestimmt fünf Minuten herumgestanden, die Verkäuferin kam nicht mal in unsere Nähe. Dann kam eine Frau rein, weiß, mit teuren Klammotten. Und stellte sich einfach vor uns. Die Verkäuferin kam sofort zu ihr. Als würden wir nicht existieren.“

Dann ging Cleidiana mit Manuela in eine Männerboutique. „Vier Verkäufer kamen sofort auf Manuela zu. Manuela sagte, sie wollte ein Geschenk für ihren Freund kaufen. Uns wurden Sitzgelegenheiten angeboten. Aber ich

wurde nicht mal gefragt, ob ich auch etwas kaufen wollte! Ich habe mich gefühlt wie eine Haussklavin, die die große Dame begleiten darf.“

Zurück in der Zeitungsredaktion erkannten die Kollegen, dass dieses Material das Potenzial für mehr hatte als nur für eine Begleitreportage zu den offiziellen Daten. Die Redaktion beschloss, ein ganzes Sonderheft zum Thema Rassismus zu machen. Cleidiana war Feuer und Flamme – es schien, als habe sie ihr Thema entdeckt. „Wir wollten versuchen zu erklären, warum die Hautfarbe hier so sehr die Vorstellungswelt der Menschen bestimmt. Dafür mussten wir nach den Wurzeln dessen graben, was in Brasilien den Rassismus konstruiert hat. Also haben wir Artikel über den wissenschaftlich begründeten Rassismus geschrieben, über die Zeit der Sklaverei und so weiter und so fort.“ Ganz abgesehen von der Reportage über den Selbstversuch im Shoppingcenter – geschrieben in Ich-Perspektive, damals eine absolute Neuheit in der Zeitung.

Durch das gesamte Sonderheft zog sich – was für ein Zufall – die gleiche Straßenumfrage, die vor ein paar Tagen die Jugendlichen in meinem Radioworkshop gemacht haben: „Was ist Deine Hautfarbe?“ „Die Leute haben die verrücktesten Sachen gesagt“, erzählt Cleidiana. „Milchkaffeefarben, bonbonbraun, moreno, mulato, mulatinho... All das, weil sie eins nicht sagen wollten: negro.“

Ich bin erstaunt. Bei unserer Umfrage war das völlig anders! Cleidiana lächelt: Ja, die Zeiten hätten sich eben geändert. Dazwischen liege eine Menge Arbeit der Schwarzenbewegung, ein Bewusstseinswandel in der Politik – und weitere zehn Sonderbeilagen der „Tarde“, zum Tag des Schwarzen Bewusstseins.

Cleidiana stammt aus Iaçú im Landesinneren von Bahia, etwa 300 Kilometer von der Hauptstadt Salvador entfernt. Ihr Vater, der sich selbst als negro bezeichnete, bestimmte viele Jahre als Bürgermeister einer linken Partei die Geschicke ihrer Heimatstadt. Trotzdem, sagt Cleidiana, hatte sie bis zu ihrem Rechercheauftrag im Shoppingcenter kein Bewusstsein für das Thema Rassismus entwickelt. „Die Tendenz der Familien auf dem Land war und ist: Je mehr wir uns von der Vergangenheit entfernen können, also von unseren Sklaven-Vorfahren, desto besser. Ich habe zum Beispiel eine sehr hübsche Cousine, die hat einen Schwarzen geheiratet. Da hat sich die Familie das Maul zerrissen: Wie kann es sein, dass so ein hübsches Mädchen so einen Schwarzen heiratet – anstatt ‚ihren Bauch zu säubern‘. Ja, ‚den Bauch säubern‘, limpar a barriga. Das ist ein gebräuchlicher Ausdruck da auf dem Land. Soll heißen: Einen Weißen heiraten, um die Hautfarbe der Familie aufzuhellen. Je weißer Dein Kind, desto besser!“

Mit wachsender Berufserfahrung begann Cleidiana, sich bei der Schwarzenbewegung zu engagieren. Sie entdeckte den Candomblé für sich und

machte nach ihrem Journalistikstudium einen Master in Anthropologie. Für die Masterarbeit untersuchte sie die Fotoberichterstattung der „Tarde“ über den Candomblé – 1.432 Fotos hat sie katalogisiert und ausgewertet und dabei viel über ihren Arbeitgeber gelernt: „Die Zeitung war immer ein Produkt ihrer Zeit. Sie hat den Candomblé verfolgt, als das alle Medien so gemacht haben – also ungefähr von 1912 bis in die Mitte der 1940er Jahre. Da dienten die Artikel über Candomblé-Häuser vor allem dazu, dass die Polizei wusste, wo sie eine Razzia machen musste.“ In den 1950er Jahren kam dann das Interesse der Intellektuellen für den Candomblé. Der Schriftsteller Jorge Amado, der Franzose Pierre Verger. „Candomblé wurde plötzlich zum Kulturthema. Auch in der ‚Tarde‘. Wenig später hat sich dann der Staat den Candomblé zu eigen gemacht, als Symbol für die bahianische Identität. Von da an hat die ‚Tarde‘ ihre Candomblé-Berichte auf die Tourismus-Seiten gesetzt.“ Dann wurden in den 1990er Jahren die Schwarzenbewegungen stärker – und der Candomblé landete auf den Seiten für Lokales. „Aber nicht mehr die Rituale. Sondern die Candomblé-Häuser als Teil der Zivilgesellschaft, die bessere Bildung und Gesundheitsvorsorge fordert.“

Im Augenblick schreibt Cleidiana an ihrer Doktorarbeit über religiöse Volksfeste in Salvador. Sie nennt sich mit Stolz negra. Und sie fordert, dass jeder Brasilianer mit afrikanischen Vorfahren sich mit seiner Herkunft und seiner Identität auseinandersetzt.

„Du musst keine Kleider mit afrikanischer Ästhetik tragen. Du musst keine ‚Black Power‘-Frisur haben. Nichts davon ist nötig. Du darfst nur nicht in die Neurose verfallen, etwas sein zu wollen, was du nicht bist. Wenn du anfängst, dich selbst zu verleugnen, um akzeptiert zu werden, wird es zum Problem. Denn du wirst nie weiß sein.“

Dieses Jahr ist das Sonderheft zum Tag des Schwarzen Bewusstseins ein Heft für Kinder. In kurzen Artikeln erzählen Cleidiana und ihre Kollegen von der Kindheit heute wichtiger afrobrasilianischer Persönlichkeiten. Sie lassen Kinder aus afrikanischen Ländern, aus Brasilien und aus anderen ehemaligen Kolonien ihre eigenen Geschichten erzählen. Und stellen viele Fotos von glücklichen Kindern mit Afrokrause und dunkler Haut dazu.

„Als ich die letzten Seiten abgenommen hatte, habe ich geweint“, sagt Cleidiana. „Denn als ich das Layout gesehen habe, wurde mir klar, dass wir solche Kinder in der Zeitung sonst immer nur im Zusammenhang mit Armut sehen. Wenn es um die Dürregebiete im Landesinneren geht oder um die quilombos, die ehemaligen Sklavenfluchtburgen, wo die Leute heute in der Misere leben. Wir sehen sie nie in einem positiven Setting. Journalistisch gesehen würden vielleicht einige sagen, wir machen mit diesem Heft hier inhaltslosen Blödsinn. Aber genau diese ganz einfachen Dinge haben doch am Ende die größte Kraft.“

8.3 Jabuticaba

Der ganze Saal tanzt, niemanden im Publikum hält es auf dem Sessel. Nur Gilson neben mir steht erst mit Verzögerung auf. Er tanzt nicht gern, das merkt man an seinen eckigen, verhaltenen Bewegungen. Und das, obwohl Carlinhos Brown auf der Bühne des Teatro Castro Alves steht, einer der ganz Großen der bahianischen Popmusik.

„Nur, weil ich schwarz bin, bin ich nicht automatisch ein guter Tänzer“, sagt Gilson später. Wenn man ihm so zuhört, bekommt man den Eindruck, das Image der Afrobrasilianer kann eine ganz schön schwere Bürde sein. Gilson Jorge ist in Salvador geboren und aufgewachsen, war aber schon viel im Ausland. Erst vor Kurzem ist er von einem Aufbaustudium in Argentinien zurückgekommen. In Argentinien sei er oft für einen US-Amerikaner gehalten worden, erzählt er. „Das war eigentlich ganz nett.“ Wenn er dann aber gesagt habe, er sei Brasilianer, war die nächste Frage schon programmiert: „Machst Du Capoeira?“ Gilson seufzt. Er kann unendlich viele Geschichten erzählen, in denen er auf seine Hautfarbe reduziert wurde. „Ein Verwandter einer argentinischen Freundin hat mir neulich auf Facebook die Freundschaft angeboten, dabei kannten wir uns gar nicht. Ich habe sie gefragt, warum er das macht, da sagt sie: Er fände es einfach schick, mit einem Schwarzen befreundet zu sein.“

Viele schwarze Bahianer tragen ihre Afrokrause mittlerweile demonstrativ ausladend oder binden sich Turbane aus afrikanischen Stoffen. Gilsons Äußeres dagegen scheint geradezu darauf angelegt, nicht aufzufallen. Lange Hosen in gedeckten Farben, dazu gestreifte Hemden, die Haare nie länger als zwei Zentimeter, das Gesicht glatt rasiert. „Als ich in den USA war, habe ich mal kurz überlegt, mir die Haare wachsen zu lassen. Um meinen Sex-Appeal zu vergrößern“, sagt er ernsthaft. „Aber irgendwie war das nichts für mich.“ Sogar Gilsons Haltung ist leicht krumm, denke ich – so, als wolle er am liebsten nicht gesehen werden. Oder ist das schon zu viel Interpretation?

Gilson und ich haben uns in der Redaktion der „Tarde“ kennengelernt, als er mit mir und einer anderen Redakteurin zum Mittagessen ging – obwohl er schon gegessen hatte. Erst im Lauf des Gesprächs wurde mir klar, warum: Er wollte in Ruhe mit mir sprechen, um zu verhindern, dass Cleidiana mich völlig für ihre Agenda einnimmt. „Ihr Sonderheft zum Tag des Schwarzen Bewusstseins stellt immer und immer wieder die Verbindung zwischen Schwarzen und Candomblé her“, kritisiert Gilson. „Dabei sind viel mehr Schwarze Anhänger von evangelikalen Kirchen.“ Eine unbestrittene Tatsache. Gilson ist selbst in einer evangelikalen Familie aufgewachsen, erfahre ich. Er hat aber seit Jahren keinen Gottesdienst mehr besucht. Genauso wenig wie Gilson in Schubladen gesteckt werden will, will er sich

selbst irgendeiner Gruppe, Religion oder politischen Richtung anschließen – das wird mir klar, je öfter wir uns unterhalten.

Damals bei Cleidianas Rassismus-Recherche im Shoppingcenter war auch Gilson dabei. Anders als sie hat er sich danach aber bewusst von diesen Themen abgewandt. Er arbeitete für die Wirtschafts- und die Politikredaktion, und jetzt für den Immobilienteil. „Ich will kein ‚schwarzer Journalist‘ sein. Wenn mich jemand fragt, warum ich mich nicht mit afrobrasilianischen Themen beschäftige, sage ich: Auch Schwarze interessieren sich für Börsenkurse!“ Ich muss lachen. Ist Gilson seiner Zeit voraus? Oder ist er einfach unpolitisch?

Das Konzert ist vorbei, wir sitzen mittlerweile in einem Café. Um uns herum leere Tische, sonntags sind die meisten Bahianer am Strand. Gilson erzählt von einem Kaffeehaus in Argentinien, wo der Kellner ihn im Voraus bezahlen ließ. Als er merkte, dass der Kellner das bei den weißen Gästen nicht verlangte, ging er, ohne ein Trinkgeld zu hinterlassen. „Auf die Serviette habe ich geschrieben: ‚Selber schuld, du Blödmann!‘“ Ich frage Gilson, was er machen würde, wenn er bei wirklich wichtigen Dingen aufgrund seiner Hautfarbe benachteiligt würde, z.B. bei einer Bewerbung. „Ich würde den ganz normalen juristischen Weg gehen.“ Ich nicke. Ist Gilson naiv? Oder ist er idealistisch? Oder habe ich Vorurteile gegenüber dem brasilianischen Rechtssystem?

„Rassismus ist in Brasilien überall präsent, keine Frage“, sagt Gilson. „Aber ich will mir davon einfach nicht vorschreiben lassen, wie ich mein Leben zu verbringen habe!“ Am Ende komme es doch vor allem auf die innere Haltung eines jeden Einzelnen an, sagt er. „Zum Beispiel gibt es immer noch viele Schwarze, die ganz von selbst die Haltung eines Untergebenen einnehmen. Wir hatten in der Redaktion lange einen schwarzen Office Boy, der hat, wenn der Chef reinkam, immer unaufgefordert dessen Tasche getragen. Das gehörte überhaupt nicht zu seinen Aufgaben! Der hat das gemacht, weil er unbewusst total in dieser Dienerrolle aufgegangen ist.“

Wie auf ein Stichwort kommt eine schwarze Frau in Lumpen und gebückter Haltung an unseren Tisch, sie streckt ihre Hand aus, schaut uns aber nicht in die Augen. Als ich ihr einige Münzen gebe, sagt sie: „Danke, Dou-tora.“ „Ich bin keine Doktorin“, antworte ich entsetzt.

„Cleidiana nennt mich ‚jabuticaba‘“, erzählt Gilson schließlich. „Das ist eine Frucht, die außen schwarz ist, aber innen weiß.“ Ich frage mich, worum es bei den beiden eigentlich geht. Ist das das Spiel ‚Wer nicht für uns ist, ist gegen uns‘? Als ich später mit Cleidiana darüber spreche, sagt sie: „Du kannst deine Hautfarbe ignorieren, solange du willst. Das Ding ist, dass alle anderen sie sehr wohl sehen und dich dementsprechend behandeln.“

Vielleicht möchte Gilson, im wahrsten Sinne des Wortes, am liebsten gar keine Hautfarbe haben. Neutral sein. Ich kann ihn irgendwie verstehen. Auch ich hadere damit, dass mein Aussehen hier in Bahia immer gleich die

Beziehung zu anderen bestimmt. Demnächst will Gilson versuchen, über das Goethe-Institut ein Stipendium in Deutschland zu bekommen. Ob er sich da wohler fühlen wird?

9. Ganz nach oben

„Ich pflege zu sagen: Ich bin schwarz, arm, aus der Peripherie, habe krauses Haar – in Rot! –, und ich bin filha de santo, ich tanze in Trance beim Candomblé. Ach, und zu allem Überfluss bin ich dann auch noch geschieden.“ Luislinda Dias de Valois Santos lacht vergnügt. „Ich bin wirklich dreist. Aber, Verzeihung: Dass ich kompetent bin in dem, was ich tue – das muss ich schon auch sagen! Ich nenne meine Fehler, aber auch meine Tugenden.“

Luislinda Dias de Valois Santos misst nicht mal einen Meter sechzig. Trotzdem kann niemand diese Frau übersehen, sie sprüht vor Energie. In ihre Rastazöpfchen sind pink-rote Kunststoff-Fäden eingeflochten, die Frisur endet im Nacken in einem voluminösen Schopf. Der Lippenstift passt exakt. Um ihren Hals leuchtet ein Collier aus knallroten Steinen, in Gold eingefasst. Die schwarze Kostümjacke und der passende Rock sind über und über von roten Stickereien bedeckt.

Luislinda Dias de Valois Santos war 1984 die erste schwarze Richterin Brasiliens. Sie hat 1993 zum ersten Mal in der brasilianischen Rechtsprechung eine Strafe wegen Rassismus verhängt. Und sie wurde 2011 als erste Schwarze zur Richterin am Oberlandesgericht befördert.

„Mein Vater hat als Straßenbahnfahrer gearbeitet“, beginnt Luislinda zu erzählen. „Meine Mutter war eigentlich ausgebildete Lehrerin. Aber sie war schwarz, so schwarz, dass ihre Haut fast blau leuchtete. Immer wenn es zum persönlichen Vorstellungsgespräch kam, wurde sie abgelehnt.“ Luislinda wischt sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Ihre Mutter sei schließlich fischen gegangen und habe anderer Leute Kleider gewaschen, um die Familie zu ernähren, erinnert sie sich. Zusammen mit damals fünf Geschwistern wuchs Luislinda in Hütten aus Palmwedeln auf, in verschiedenen Armenvierteln Salvadors. Bis die Eltern es irgendwann schafften, ein „Reiche-Leute-Haus“ zu bauen, wie sie selbst es nannten. Luislinda lacht: „Lehmwände, roter Zementboden und endlich Ziegel auf dem Dach.“

Luislinda ist heute 74, die Feiertage verbringt sie in ihrem Ferienhaus in einem reichen Strandort. Zum Interview hat sie mich in einen hochherrschaftlichen Raum im ehemaligen Gebäude des Oberlandesgerichtes von Bahia bestellt, Räumlichkeiten der regionalen Richtervereinigung. Die Wände sind mit dunklem Holz vertäfelt, der kunstvoll gedrechselte Tisch,

an dem wir sitzen, ist riesig und sicher tonnenschwer. Luislinda wollte keinen Zweifel daran lassen, wo ihr Platz in diesem Land ist.

Ihr Weg zu diesem Platz begann mit einem Erlebnis, das sie „eins von zwei Traumata“ ihres Lebens nennt: „Ich war neun Jahre alt. Ein Lehrer ließ uns unsere Zeichenmaterialien vorzeigen. Das, was ich mitgebracht hatte, gefiel ihm nicht. Er sagte zu mir: ‚Wenn Deine Eltern so arm sind, dass sie nicht das kaufen können, was ich verlange, dann komm lieber nicht mehr zur Schule. Lern, wie man im Haus der Weißen Feijoada kocht, da wirst Du sehr viel glücklicher sein.‘“ Luislinda steigen Tränen in Augen und Nase, aber sie will diese Geschichte unbedingt erzählen. „Ich werde nicht im Haus der Weißen Feijoada kochen“, habe sie zu ihrem Lehrer gesagt. „Ich werde Richterin und dann komme ich hierher zurück und lasse Sie festnehmen.“ Ihre Eltern haben sie geschlagen, als sie das hörten, erzählt Luislinda und atmet hörbar aus. „Damals waren Lehrer noch richtige Respektspersonen.“

So wichtig dieses Erlebnis in der Rückschau klingt, Luislindas Leben ging erstmal alles andere als geradeaus. Ihre Mutter starb, als sie 14 war, ihr Vater war zu dem Zeitpunkt schon in Rente – Luislinda musste helfen, für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Sie fand Arbeit in einem Unternehmen, bei dem man ihr Potenzial entdeckte und sie mit der Zeit als Buchhalterin ausbildete. Irgendwann nahm Luislinda nebenbei einen Studienkredit auf, studierte Theater und Philosophie, war aber nie zufrieden. Erst nach einigen Jahren entschied sie sich für Jura und machte schließlich mit Ende 30 das Staatsexamen. Zu diesem Zeitpunkt war sie längst verheiratet, auch einen Sohn hatte sie bekommen. Sie bewarb sich als Staatsanwältin, bekam aber keine Stelle in Bahia. Diskriminierung, sagt sie: „Die Stelle, auf die ich mich beworben hatte, sei schon vergeben, hieß es. Dabei hatte ich das Aufnahmeverfahren als Beste abgeschlossen!“ Man bot ihr eine Stelle in Paraná an, im Süden des Landes, einer der Bundesstaaten mit dem geringsten Anteil an schwarzer Bevölkerung. Das war ihr Glück, sagt sie. „So komisch es klingt: Ausgerechnet dort wurde ich zum ersten Mal nicht nach meiner Hautfarbe beurteilt.“ Wenn Luislinda von dieser Zeit erzählt, gerät sie ins Schwärmen. „Ich fühle mich in Paraná noch heute wie eine Königin.“ Aber ihr Ziel war mittlerweile klar: Sie wollte als Richterin in Bahia arbeiten. 1984 gelang es ihr, sie bekam eine Stelle am Amtsgericht.

„Zwei Tage, nachdem ich das Amt angetreten hatte, bin ich zu meiner alten Schule gefahren. Ich wollte mich bei meinem Lehrer bedanken“, sagt Luislinda mit einem Lächeln. Leider zu spät: Der Lehrer war gerade verstorben. „Schade. Ich wollte ihm wirklich danken, er hat mir mit seiner Art sehr geholfen.“ Moralische Überlegenheit ist Luislinda wichtig – wo immer sie von Personen erzählt, die ihr Steine in den Weg gelegt haben.

In Bahia hat Luislinda so ziemlich alles gesehen, sie war Richterin in sieb-

zehn verschiedenen Verwaltungsbezirken. Von Paramirim tief im Landesinneren bis zu Cairu an der Südküste von Bahia, das aus vielen kleinen Inseln besteht. „Die Leute, die in solchen isolierten Orten leben, haben oft nicht mal eine Geburtsurkunde“, erzählt Luislinda. „Wenn sie dann irgendwann zum Beispiel Rente vom Staat wollen, müssen sie quasi erstmal beweisen, dass sie überhaupt existieren.“ Um Abhilfe zu schaffen, führte sie in Bahia sogenannte „reisende Gerichte“ ein: In der „maritimen“ Variante fährt der Richter auf einem Boot herum, in der „terrestrischen“ Variante ist ein Omnibus der fahrende Gerichtssaal.

Aber das seien nur isolierte Maßnahmen, sagt Luislinda, die nicht das Grundproblem der Menschen lösen, die sie „PPP“ nennt: „preto, pobre, e da periferia“ – also schwarz, arm und aus der Peripherie (Eine Gruppe, zu der sie demonstrativ immer wieder auch sich selbst zählt). „Diese Menschen haben Angst vor Autoritäten wie dem Richter. Ich habe so viele sagen gehört, sie hätten ja noch nicht einmal Kleider, mit denen sie vor Gericht erscheinen könnten.“ Die Angst komme oft auch daher, dass im Umfeld oder der Familie jemand kriminell ist, gerade eine Haftstrafe absitzt, oder ähnliches. Da traue man sich eben nicht mehr, vor Gericht zu gehen – noch nicht einmal, wenn es nur um eine Verbraucherangelegenheit ginge, sagt Luislinda. Ihre Stimme wird lauter: „All das ist ein Relikt aus der Zeit der Sklaverei. Als man die Schwarzen versklavte und herbrachte, hat man sie behandelt wie Gegenstände. Und Gegenstände beschwerten sich nicht! Gegenstände reden nicht, führen keine Dialoge, sie kommunizieren nicht. Außerdem hatten die Schwarzen Angst vor den Sklavenbesitzern und ihren Handlangern. Sie schwiegen lieber, bevor sie misshandelt wurden. Ich bin sicher, dass all das immer noch festsitzt in den Menschen, bis heute. Die Schwarzen haben Angst, sich zu beschweren.“

Gerade dann, wenn sie wegen ihrer Hautfarbe oder Herkunft diskriminiert würden, trauten sich viele Schwarze immer noch nicht, offen zu sprechen, meint Luislinda. Dabei gibt es seit 1989 ein Gesetz, das Rassismus unter Strafe stellt. Sie selbst hat 1993 das erste Urteil auf Basis dieses Gesetzes gesprochen: Die Klägerin war von den Sicherheitsmännern am Ausgang eines Supermarktes zu Unrecht angehalten worden. Als sie sich weigerte, ihre Tasche zu öffnen, beschimpften und drangsalierten sie die Männer. Luislinda urteilte zugunsten der Klägerin – obwohl sie, wie sie sagt, noch am Morgen der Verhandlung einen Drohbrief bekommen hatte. Sie musste dieses Urteil einfach sprechen, sagt sie, und schaut mir fest in die Augen. „Nur Schwarze wissen, wie sich Rassismus anfühlt.“ Darum sei es auch eine Schande, dass es in Brasilien noch immer so wenige schwarze Richter gibt. Die könnten in solchen Fällen anders urteilen, einfach – Luislinda sucht lange nach dem richtigen Wort – „unparteiischer“, sagt sie schließlich. Ich bin verblüfft. Sie

meint das ernst. Vielleicht ist am Ende immer die Seite „unparteiisch“, der man sich selbst nahe fühlt, denke ich – sogar bei Richtern.

„Überhaupt, in den Sphären der Macht“, sagt Luislinda gerade, „wo sind da die Schwarzen? Jeder sagt: Ich mag Schwarze, ich akzeptiere Schwarze, ‚ich bin selbst schwarz‘, ha! Aber wenn es wirklich darum geht, die Macht zu teilen, dann werden die Schwarzen ferngehalten, um jeden Preis. Den Weißen hier gefällt es einfach nicht, ihre Macht mit den Schwarzen zu teilen. Und die Schwarzen haben dieses Detail noch nicht bemerkt. Deshalb sage ich: Ich bin erst zufrieden, wenn ich viele Schwarze in allen drei Staatsgewalten sehe. Nicht nur in der Justiz, auch in der Legislative und der Exekutive.“

Wie kann es sein, fragt sie, dass mehr als 50 Prozent der Bevölkerung schwarz sind, aber im Regierungskabinett kein schwarzer Minister, keine schwarze Ministerin sitzt? Nur dieses Sekretariat zur Förderung der Rassengleichheit, das Präsident Lula eingeführt hat. „Aber das sagt doch schon alles“, schimpft Luislinda. „Kein Ministerium, nur ein Sekretariat gibt es für diese wichtige Aufgabe!“

Ich wende ein, dass das neue Kabinett ja noch gar nicht feststeht. Nach ihrer knappen Wiederwahl im Oktober gibt Präsidentin Dilma Rousseff gerade scheinbarweise die Besetzung der Ministerposten bekannt. Luislinda lacht nur: „Du wirst schon sehen!“ Anfang Januar werde ich feststellen, dass sie Recht hatte: Von den 39 Posten auf Regierungsebene hat Dilma Rousseff wieder nur einen mit einer Schwarzen besetzt – das Sekretariat für die Förderung der Rassengleichheit.

„Ich war nie für die Arbeiterpartei“, sagt Luislinda – obwohl sie zugeben muss, dass seit Lulas erster Amtszeit mehr Maßnahmen in Sachen Rassengleichheit getroffen wurden als je zuvor. Luislinda hat bei der vergangenen Wahl für das Parlament von Bahia kandidiert – als Kandidatin der sozialdemokratischen Partei PSDB, der auch Dilma Rousseffs größter Konkurrent im Kampf um die Präsidentschaft angehört. Luislindas Erklärung dafür, dass sie nicht gewählt wurde, macht mich wieder nachdenklich: „Schwarze wählen keine Schwarzen“, sagt sie. „Die Weißen erfinden immer neue Mechanismen, mit denen sie die Schwarzen davon abhalten, jemand anderen zu wählen als sie.“ Schwarze wählen keine Schwarzen? Was soll das heißen?, frage ich mich. Natürlich habe ich die Geschichten von weißen Landtagskandidaten gehört, die in ihrem mehrheitlich schwarzen Wahlkreis immer pünktlich kurz vor der Wahl Geschenke verteilen, Straßenfeste schmeißen, Freibier ausgeben. Aber ist die Erklärung wirklich so einfach? „Die Wirklichkeit ist doch nicht nur schwarz-weiß!“, sagt es irgendwo hinten in meinem Kopf. Hier vielleicht aber doch?

Eine Journalistin, die ich später danach frage, sagt, Luislinda hätte die Unterstützung der Schwarzenbewegung gebraucht, um in Bahia gewählt zu

werden. Weil die Schwarzenbewegung aber traditionell der Arbeiterpartei nahesteht und nicht der PSDB, habe sie keine Chance gehabt.

„Egal“, sagt Luislinda abschließend über ihre Kandidatur. Schließlich habe sie am Ende ihrer Laufbahn das höchste Amt bekommen, das sie erreichen wollte: Sie wurde Richterin am Oberlandesgericht von Bahia. Die Erinnerung daran sei schön, aber auch schmerzlich, sagt Luislinda, und wieder steigen ihr Tränen in die Augen. Denn mit der Beförderung verbunden war das, was sie das „zweite Trauma“ ihres Lebens nennt: „Diese Beförderung geschieht normalerweise automatisch, wenn man lange genug dabei ist oder besondere Verdienste erlangt hat. Ich stand also eines Tages auf Platz eins der Beförderungsliste – aber die Vorsitzende Richterin hat nie ein Termin für die Beförderung angesetzt, egal, wie oft ich nachfragte.“ Acht Jahre lang ging das so. Luislinda nahm einen Anwalt und bat die Richtervereinigung um Hilfe. Schließlich erreichte sie mit deren Unterstützung, dass der Conselho Nacional de Justiça, die übergeordnete Dienstaufsicht der Justiz, das Oberlandesgericht dazu verpflichtete, sie zu befördern.

Im Dezember 2011, kurz bevor sie ohnehin in Rente gehen wollte, wurde Luislinda Dias de Valois Santos, aufgewachsen in Hütten aus Kokospalmwedeln, Richterin der höchsten gerichtlichen Instanz von Bahia. „Sicher fragst Du Dich, warum mir diese Beförderung so wichtig war. Ich sage Dir, der Grund war nicht Eitelkeit oder irgendetwas in der Richtung. Ich wollte ganz einfach nur eines: Das bekommen, was mir zusteht.“

10. „Vernichtung“

10.1 Davi

„Morgens um halb acht gab es einen Polizeieinsatz im Viertel. Mein Sohn war draußen auf der Straße. Er wurde an Händen und Füßen gefesselt. Man zog ihm eine Kapuze über den Kopf und warf ihn in ein Auto. Das Auto hatte kein Polizeiabzeichen, es wurden aber Autos von Spezialeinheiten der Militärpolizei in der Nähe gesehen.“

Rute Fiúzas Worte lese ich so oder ähnlich fast jeden Tag in den Zeitungen, seit ich in Salvador angekommen bin. Ihr Sohn Davi, 16 Jahre alt, Einwohner des Stadtteils São Cristóvão neben dem Flughafen, ist seit Ende Oktober 2014 spurlos verschwunden. Sie selbst hat nicht gesehen, wie er verschleppt wurde, sie kann nur das wiedergeben, was die Nachbarn ihr erzählt haben. Der Slogan „Cadê Davi?“, „Wo ist Davi?“, ist nun in aller Munde. Bei Facebook und in den lokalen Medien verbreitet ihn eine Aktivistengruppe, die sich „Reaja ou será mort@“ nennt, „Reagiere oder Du wirst getötet“. Diese

Schwarzenaktivisten bringen den Fall Davi Fiúza mit anderen Fällen in Verbindung, wie etwa dem des 22-jährigen Geovane Santana, der im August bei einer Aktion der Militärpolizei-Spezialeinheit RONDESP verschwand. Sein Körper wurde später in Einzelteilen in einem Park gefunden – enthauptet, verstümmelt, verbrannt. Drei Militärpolizisten waren vorübergehend in Untersuchungshaft, ihnen konnte aber nichts nachgewiesen werden.

Die Aktivisten von „Reaja“ unterstützen die Eltern verschwundener oder getöteter schwarzer Jugendlicher seit nun fast zehn Jahren: Sie begleiten sie bei Amtsgängen, stellen ihnen Anwälte zur Verfügung und veranstalten Aktionen, die Öffentlichkeit herstellen sollen. „Contra o genocídio do povo negro“ – „Gegen den Völkermord am schwarzen Volk“ steht auf ihren Transparenten, T-Shirts und Webseiten.

Dass diese Aktionen gerade jetzt so viel Medienaufmerksamkeit bekommen, hängt mit der aktuellen Schwemme von Berichten aus Ferguson, USA, zusammen. Es ist erst wenige Monate her, dass dort ein weißer Polizist den unbewaffneten schwarzen Jugendlichen Michael Brown erschoss und ungestraft blieb. Krawalle folgten. In Salvador da Bahia aber löst der Fall Davi Fiúza keine Krawalle aus. Vielleicht, weil der Junge noch nicht tot wieder aufgetaucht ist. Vielleicht, weil die Menschen hier schon zu sehr an solche Geschichten gewöhnt sind.

„Jung + schwarz = tot“ ist in Bahia eine reale Gleichung. Nach den neuesten Daten des brasilianischen Bundesamts für Statistik (IBGE) sind im Jahr 2013 in diesem Bundesstaat 3.407 Menschen zwischen 15 und 24 Jahren gestorben. Davon knapp 80 Prozent durch Gewaltanwendung. Für Gesamt-Brasilien belegen mehrere Statistiken, dass bei den Toten durch Gewaltanwendung in dieser Altersklasse vier von fünf Schwarze sind – Tendenz steigend.

„Vernichtung der schwarzen Jugendlichen“, *extermínio dos jovens negros*, ist mittlerweile ein fest stehender Ausdruck, den brasilianische Politiker regelmäßig als Punkt auf der Agenda der Sozialpolitik nennen. Umstritten aber ist die Frage, wie viele der Toten bzw. Verschwundenen der Polizei anzulasten sind.

Dass insbesondere die Militärpolizei und ihre Spezialeinheiten extrem gewalttätig sind, ist bekannt. Nach Angaben der NGO Fórum Brasileiro de Segurança Pública hat die brasilianische Polizei in den vergangenen Jahren im Schnitt sechs Menschen pro Tag getötet. In fünf Jahren summierten sich so im Land mehr als 11.000 Tote durch Polizeigewalt. Das seien mehr als in den gesamten USA im Verlauf von 30 Jahren, berichtet die NGO. „Demilitarisierung der Polizei“ ist deshalb eine Forderung, die in Brasilien nicht erst seit der repressiven Gewalt gegen Demonstranten im WM-Sommer 2014 diskutiert wird – bisher ohne Ergebnis.

Fälle wie der von Davi Fiúza geschehen allerdings meist in armen Gegenden, in denen nicht nur die Polizei mit Waffengewalt vorgeht, sondern

auch bewaffnete Drogengangs ihr Unwesen treiben. Können die Eltern eines verschwundenen oder getöteten Jugendlichen beweisen, dass er nicht am Drogenhandel beteiligt war, und sei es nur als Kurier? Vielleicht ist er bei seiner Drogengang in Ungnade gefallen oder wurde Opfer von Blutrache zwischen zwei konkurrierenden Gangs?

Rute Fiúza, Davis Mutter, hat knapp zwei Monate nach dem Verschwinden ihres Sohnes eine Odyssee hinter sich. Sie war bei der Beschwerdestelle der Polizei, ging zur Staatsanwaltschaft, suchte in der Gerichtsmedizin und in Gefängnissen nach ihrem Sohn, und sie reiste mithilfe der „Reaja“-Aktivisten nach Rio de Janeiro, um sich mit Vertretern von Amnesty International zu treffen. Amnesty International startete eine internationale Kampagne zu Davi Fiúza und appellierte an die Behörden in Bahia, den Fall aufzuklären.

Mich interessieren die Zusammenhänge um den Fall Davi Fiúza vor allem wegen des Rassismus-Vorwurfes, den die Aktivisten von „Reaja“ erheben. Sie behaupten: Polizisten schießen schneller, wenn sie einen Schwarzen vor sich haben. Aber sind nicht die meisten Polizisten in Bahia selbst Schwarze? Wie passt das zusammen? Eine Grundfrage, die mir immer wieder begegnet: Ob die Benachteiligung der Schwarzen primär mit ihrer sozial schwächeren Stellung zu tun hat (die historischen Gründe hierfür mal außen vor gelassen) oder primär mit ihrer Hautfarbe bzw. Herkunft. Eine Frage wie die nach der Henne und dem Ei. Übertragen auf die Fälle des sogenannten *extermínio dos jóvens negros* lautet sie: Werden mehr Schwarze getötet, weil die Schwarzen den Großteil der armen Bevölkerung stellen und Kriminelle ebenfalls meistens aus dieser Schicht stammen, ergo „zufällig“ schwarz sind? Oder werden mehr Schwarze getötet, weil in den Köpfen der Brasilianer – auch der Schwarzen! – die Doktrin des wissenschaftlichen Rassismus aus der Zeit der Sklaverei weiterlebt, nach der Schwarze per se kriminell veranlagt sind? Eine Diskussion, die in Brasilien wirklich so geführt wird. Wobei Weiße meistens die Soziale-Schichten-Theorie vertreten. So sagte mir zum Beispiel eine Politikredakteurin der Zeitung „A Tarde“ wörtlich: „In Brasilien werden oft soziale Klasse und Hautfarbe durcheinandergebracht.“ Die meisten Schwarzen, mit denen ich spreche, hängen wiederum der Rassismus-Variante an – und postulieren im Zweifel, nur Schwarze könnten das beurteilen.

10.2 Die Mütter und die Aktivisten

Die Aktivistin Daniele Mascarenhas streckt den Rücken durch. Auf ihrem schwarzen T-Shirt prangt der gelbe Schriftzug „Reaja ou será mort@“ vor einem Hintergrund aus roten Blutflecken. Sie braucht vor Wut fast eine

Minute, bis sie wieder sprechen kann. Schuld an ihrer Wut ist Andrea Marques Silva am anderen Ende des Rednertisches in Raum 301 des Landesparlaments: Anwältin und Vorsitzende der Frauenrechtskommission im bahianischen Anwaltsverein, weiß, blondgefärbt, edle Bluse, Bleistiftrock. Sie hat gerade gesagt, den vielen Fällen von toten und verschwundenen schwarzen Jugendlichen liege „ein Netz von Problemen“ zugrunde: „Die bahianische Rechtsprechung ist schwach und langsam und darum gibt es gerade hier so viele grupos de extermínio, die ihre eigene Justiz machen.“ Grupos de extermínio sind Privatmilizen aus ehemaligen oder noch amtierenden Militärpolizisten, die gegen Bezahlung skrupellos foltern und morden. Andrea Marques Silva will auf einen bestimmten Punkt hinaus: „Ich behaupte, das Problem ist der Zustand unserer Justiz, nicht rassistische Vorurteile! Unsere Polizisten sind doch auch fast alle schwarz! Das macht doch keinen Sinn!“ Daniele Mascarenhas Hand umklammert jetzt den biegsamen Hals des Tischmikrofons. „Erstens: Es geht hier nicht um ‚rassistische Vorurteile‘, es geht um Rassismus!“ Sie muss sich sichtlich zusammenreißen. „Zweitens: Wir haben es nicht mit irgendwelchen einzelnen Individuen zu tun, die manchmal ein bisschen zu schnell schießen. Jeder Polizist wird hier so trainiert, dass er Schwarze im Zweifel tötet! Das ist historisch bedingt! Und überhaupt: Weiße wie Du solltest über Rassismus nur sprechen, indem sie sich fragen, welche Privilegien sie eigentlich genießen.“ Die Anwältin ist sichtlich genervt: „Ich kann meine Hautfarbe nicht ändern! Auch ich bin Bahianerin. Und ich will Euch doch helfen!“ Dann versucht sie nochmal, die Stimmung herumzureißen: „Wir müssen nach den Gründen suchen. Warum geben wir nicht eine Studie in Auftrag, die diesen ganzen Themenkomplex mal unabhängig untersucht?“ Die Aktivistin schnaubt verächtlich: „Ach, es gibt genug Studien! Alle von weißen Forschern, die unsere schwarze Kultur ausgesaugt und dafür Stipendien kassiert haben! Weißt Du was? Wir brauchen Eure Hilfe nicht!“

Wir – ihr, schwarz – weiß, arm – reich. Die Fronten sind verhärtet bei dieser Anhörung, zu der die Vorsitzende der Frauenrechtskommission im Parlament, Neusa Cadore, geladen hat. Sie nutzt jetzt die Pause und erteilt den Frauen das Wort, die bisher schweigend die Diskussion verfolgt haben. Miriam de Jesús hält sich an ihren Krücken fest. Ihre Augen liegen in tiefen, dunklen Höhlen. Während sie spricht, laufen ihr unablässig Tränen übers Gesicht. Sie wischt sie nicht weg. Ihr Sohn Rildean war 19, als er vor nun vier Jahren und neun Monaten verschwunden ist. Sie kann nicht mehr arbeiten, weil sie krank ist, sagt sie. Die einzige Antwort, die sie von den Behörden bekomme, sei immer wieder: „Die Untersuchungen laufen noch.“ Cleonice Oliveira, deren Sohn Jean Carlos seit einem Jahr und sieben Monaten verschwunden ist, wirkt gefasster. Sie sagt, sie nehme Medikamente, um nicht völlig zusammenzubrechen. Die

Fakten ihrer Geschichte spult sie herunter, als könnte sie sich so von ihr distanzieren: Datum, Uhrzeit, Ort, die Stationen ihrer Such-Odyssee. „Meine einzige Unterstützung sind die Leute von ‚Reaja‘“, sagt sie schließlich.

Alle schweigen. Das Leid der Mütter scheint die Luft im Raum schwer zu machen. Dann steht Hamilton Borges auf, der Anführer der „Reaja“-Aktivisten. Ein großer Mann im Anzug, der Blick immer wütend. „Rute Fiúza, Davis Mutter, konnte nicht kommen, weil es ihr schlecht geht“, sagt, nein, schreit er in den Raum. „Und falls ihr Euch fragt, warum wir immer so aggressiv auftreten: Weil wir sonst nicht gehört werden!“ Er wisse ganz genau, warum der Fall Davi Fiúza zu dieser Anhörung geführt habe, sagt Hamilton Borges und so viele andere Fälle vorher nicht: Ferguson sei der Grund. „Das größte Problem ist doch, dass die meisten dieser Fälle nie aufgeklärt werden! Nicht mal, wenn es eine Leiche gibt! Und das haben wir vor allem dem *auto de resistência* zu verdanken.“

Unter dem Stichwort *auto da resistência*, „Widerstandsprotokoll“, sind uralte Paragrafen der brasilianischen Strafprozessordnung bekannt: Artikel 284 und 292 wurden seit der ersten Fassung von 1941 nicht verändert. Sie besagen, dass die Polizei bei einer Festnahme „Gewalt“ bzw. „die nötigen Mittel“ einsetzen darf, sofern der Verdächtige Widerstand leistet oder Fluchtgefahr besteht. Das Gleiche gilt für Dritte, die die Festnahme behindern könnten. Um zu belegen, dass die Situation dem entsprach, reichen die Unterschriften von zwei Zeugen – im Zweifel Kollegen –, dann kann der Polizist auch für Tote nicht belangt werden. Ursprünglich dazu gedacht, die Polizisten zu schützen, hat sich das *auto de resistência* vor allem in der Zeit der Militärdiktatur zu einem Freifahrtschein für Polizeigewalt entwickelt. Internationale Menschenrechtsorganisationen prangern das immer wieder an.

„Das *auto de resistência* muss abgeschafft werden“, schaltet sich jetzt der Parlamentsabgeordnete Bira Corôa ein, der Hamilton bisher immer nur freundlich zugewinkt hat. „Das Gesetzesvorhaben ist ja auch längst auf dem Weg, aber wir können hier von Bahia nicht viel mehr machen als zusehen.“ Neusa Cadore schließt die Anhörung mit den Worten: „Ich glaube, wir sind uns alle einig, dass wir vor allem eine Reform des Polizeisystems brauchen. Das Image der Polizisten muss sich ändern, damit wir ihnen endlich wieder vertrauen können.“ Ich habe den Eindruck, dass Cleonice Oliveira, Miriam de Jesús und die anderen Mütter schon gar nicht mehr zuhören.

10.3 Die Polizei

„SPREV“ steht in großen, blauen Lettern auf dem wandfüllenden Plakat direkt gegenüber der Aufzugtür. Darunter in Überlebensgröße das lächelnde

de Gesicht eines Militärpolizisten in Uniform, im Hintergrund die typischen Armenhäuser an einem der Hügel von Salvador. „SPREV“ ist die Abkürzung für Superintendência de Prevenção à Violência: Aufsichtsbehörde für Gewaltprävention. Oberstleutnant Jaime Pinto Ramalho Neto hat mich eingeladen, in den fünften Stock eines Hochhauses in Salvadors Bankenviertel.

Der Oberstleutnant ist klein und rundlich, er trägt einen grauen Anzug und eine dicke Brille, die seine Augen vergrößert. „Nenn mich Jaime“, sagt er freundlich, als er merkt, wie schwer mir das umständliche Siezen auf Portugiesisch fällt. Dann öffnet er die Tür zu einem Schulungsraum mit Sitzreihen und Diaprojektor: „Hier haben wir dieses Jahr mit den Polizisten unter anderem Seminare über psychisches Gleichgewicht gemacht. Und ab nächstem Jahr veranstalten wir hier Seminare zu Rassismus und religiöser Intoleranz, zur sexuellen Identität von Schwulen und Lesben, also zum Umgang mit allen besonders verwundbaren Gruppen.“

Gewaltprävention und Polizei, diese beiden Wörter werden in Bahia noch nicht lange in einem Satz genannt. Die SPREV gibt es erst seit 2011, sie hat 22 Mitarbeiter und ein kleines Budget, aber ein großes Ziel: „Wir arbeiten an einem Paradigmenwechsel, an einer Erneuerung der Polizei“, sagt Oberstleutnant Jaime nicht ohne Stolz. Bevor er zur SPREV kam, fuhr er Streife und hatte verschiedene Kommandofunktionen. „Es sind auch schon Kriminelle durch meine Schüsse gestorben“, erzählt er ungefragt und schiebt gleich hinterher: „Auch ich wurde schon mal – fast – angeschossen.“ Wir stehen jetzt in seinem Büro, einem schmucklosen Raum, dessen Wände aus Fenstern zu den anderen Büros bestehen. Der Oberstleutnant zeigt mir Fotos, auf denen er mit allen möglichen Führungspersonen der sozialen Bewegungen von Bahia zu sehen ist. Sein Job in der SPREV ist es auch, den Kontakt zu diesen Gruppen zu pflegen. So sitzt also neuerdings ein Oberstleutnant der Militärpolizei im Rat der indigenen Bevölkerung, im Rat der Schwulen, Lesben, Bisexuellen und Transvestiten, und im Rat der schwarzen Bevölkerung. „Es ist wichtig, dass ich da überall präsent bin“, sagt Jaime und legt die Fotos zurück in die Schublade. „Damit zeigen wir, dass die Polizei ein Bewusstsein für die Probleme dieser Gruppen hat.“ Die Aktivisten von „Reaja ou será mort@“ etwa bezeichnet Oberstleutnant Jaime als seine „Alliierten“: „Solche sozialen Bewegungen erfüllen ihre Rolle in der Gesellschaft. Wenn sie dabei radikal sind, hat das mit ihrer Lebensrealität zu tun, das ist völlig legitim. Meine Aufgabe ist es, ihren Respekt zu gewinnen und Vertrauen in die Arbeit der Polizei aufzubauen. Dann können wir irgendwann eine fruchtbare Beziehung führen.“

Oberstleutnant Jaime hat Anthropologie studiert – kein Wunder, dass er spricht wie ein Soziologieprofessor. Für seine Masterarbeit hat er die Hautfarbenverteilung in den Polizei-Hierarchien untersucht. „Der Polizeiapparat

ist auch nur Produkt der Gesellschaft, zu der er gehört“, fasst er zusammen. „Je höher der Rang, desto heller die Hautfarbe.“ Auch Rassismus und Vorurteile gegenüber Schwarzen seien unter Polizisten ebenso weit verbreitet wie überall sonst in Bahia. Übrigens auch unter den Schwarzen selbst, sagt der Oberstleutnant, und liefert sofort eine Erklärung, die sich mit dem deckt, was mir mittlerweile schon einige gesagt haben: „Es hilft nichts, schwarz zu sein, wenn Du Deine Identität als Schwarzer nicht anerkennst und Dich damit nicht auseinandersetzt. Dann übernimmst Du am Ende auch nur die Denkweise der herrschenden Klasse, zu der Du ja im Zweifel gehören willst.“

Ein paar Minuten später sitzen wir in Oberstleutnant Jaimes Auto. Er will mir eine der neuen bases comunitárias zeigen, sogenannte Gemeinde-Polizeistationen, ein Konzept, das die SPREV erarbeitet hat. Die Autositze sind voller Hundehaare. „Ich habe zwei Straßenmischlinge. Die meisten Leute nennen solche Hunde abschätzig *vira-lata*. Ich nenne sie lieber ‚Brasilianer‘.“ Ich muss lachen. Dieser Oberstleutnant ist sprachlich hypersensibilisiert.

Wenig später vergeht mir das Lachen. Wir fahren durch die schmalen Straßen von Nordeste da Amaralina, einem Stadtviertel, das in einem Tal hinter reichen Strandvierteln liegt. Einer der örtlichen Drogenbosse befiehlt seine Handlanger aus dem Gefängnis heraus, erfahre ich. „Wer hier hart zugreift, hat ein schweres Leben“, sagt der Oberstleutnant. „Meine Familie und ich hatten teilweise zu Hause Polizisten vor der Tür stehen, weil wir mitbekommen hatten, dass sie mich umbringen wollen.“ Zwei Jahre lang war er Kommandant der Polizeistation von Nordeste da Amaralina, erzählt er. „In diesen zwei Jahren haben wir drei Maschinengewehre beschlagnahmt, ungefähr 70 Pistolen und um die 30, 40 Revolver.“ Waffen sind teuer, diese Zahlen zeigen also, dass hier viele und teure Drogen zirkulieren. „Vor allem Kokain“, sagt Oberstleutnant Jaime, und hält vor einem polizeibewachten Tor. „Die Käufer kommen aus den reichen Strandvierteln, das Viertel hier ist quasi das Lager und die Verkaufsstelle, die Lage ist optimal dafür.“

Genau deshalb wurde Nordeste da Amaralina auch ausgesucht, Standort von ganzen drei bases comunitárias zu sein. „Dezentralisierung heißt das Stichwort“, sagt der Oberstleutnant und begrüßt einen Kollegen, der über den Hof läuft. Insgesamt 17 solche Gemeinde-Polizeistationen wurden seit 2011 in Salvador eingerichtet. Das Ziel ist ähnlich wie in Rio de Janeiro, wo die sogenannte „Friedenspolizei“ ihre Stationen seit einigen Jahren mitten in berüchtigten Armenvierteln aufbaut: Dauerhafte Vertreibung der Drogengangs durch ständige Präsenz mitten im Wohnviertel und engen Kontakt zur Bevölkerung. Der Kontakt zur Bevölkerung ist hier in Nordeste da Amaralina garantiert, sehe ich: Wand an Wand mit dem Gebäude der Polizeistation, in dem ein Mann mit schwarzen Stiefeln und Pistolenhalter am Oberschenkel die Bildschirme der Überwachungskameras des Viertels

beobachtet, steht das Gebäude des örtlichen Gemeindezentrums. Wer zum Gemeindezentrum will, muss also auch an dem bewaffneten Offizier vorbei, der im Pförtnerhaus am Toreingang des Geländes sitzt. Das scheint die Anwohner nicht daran zu hindern, herzukommen: Das Gemeindezentrum ist voll, heute gibt es ein Fest zum Jahresende. Es riecht nach Caruru, dem typisch bahianischen Gericht aus gekochten Okraschoten. Im ersten Stock sitzen Seniorinnen an Kaffeetischen. Mitarbeiter und Anwohner begrüßen Oberstleutnant Jaime wie einen alten Bekannten.

Auch Major Jotamar José Oliveira hat sich heute unters Volk gemischt, ein großer Schwarzer im gelben Poloshirt. Er ist der Kommandant der Polizeistation. Seine junge Kollegin mit den blonden Strähnen stellt sich als „Hauptmann Flávia“ vor. Sie ist verantwortlich für den Teil der neuen lokalen Polizeiarbeit, der „soziale Aktion“ genannt wird: Militärpolizisten geben Nachhilfestunden für die Kinder der Anwohner, sie veranstalten Filmabende mit anschließender Diskussionsrunde oder machen Gymnastik mit Seniorinnen. Eine skurrile Vorstellung, finde ich. Und muss an das Zitat eines Jugendlichen aus einer „befriedeten“ Favela in Rio de Janeiro denken, dass ich irgendwo gelesen habe: „Was sich geändert hat, seit die ‚Friedenspolizei‘ hier ist? Sie rufen uns beim Vornamen, wenn sie uns mit der Waffe hinterherrennen.“ Trotzdem, hier in Nordeste da Amaralina sprechen die Zahlen eindeutig für die Arbeit der Gemeinde-Polizeistationen, sagt der Kommandant: „Wir hatten dieses Jahr 72 Prozent weniger Morde als im vergangenen Jahr.“

Zwei Seniorinnen im Kaffeeklatsch-Raum, die ich danach frage, sagen brav, das Verhältnis von Polizei und Anwohnern habe sich sehr verbessert, seit die Gemeinde-Polizeistation eingerichtet wurde. Dann raunt mir eine dritte Frau ins Ohr: „Die sind genau wie alle anderen Polizisten, sie drangsalieren uns, sind gewalttätig, töten ohne Grund!“ Sie verschwindet, ohne mir ihren Namen zu nennen.

Ich spreche den Kommandanten auf das Thema „Vernichtung der schwarzen Jugend“ an. Gibt es seiner Meinung nach Rassismus unter den Polizisten? Oder warum leiden so viele Schwarze unter Polizeigewalt? Major Jotamar José Oliveira, dunkelbraune Haut, millimeterkurze Afrokrause, argumentiert, wie es mir gegenüber bisher nur Weiße getan haben: „Wenn wir hier an diesem Ort, wo die Bevölkerung praktisch komplett schwarz ist, eine Statistik machen: Natürlich kommt dann heraus, dass die meisten Toten Schwarze sind! Mach die gleiche Statistik in Deutschland und die meisten Toten werden Weiße sein. Das hat nichts damit zu tun, dass in der Militärpolizei Rassismus verbreitet wäre.“ Dann fängt er an zu lachen: „Die Militärpolizei, rassistisch? Hier ist ja sogar der Kommandant ein Schwarzer!“ Ich bin mir nicht sicher, ob das ein schlagkräftiges Argument ist. Er schaut irgendwie selbst nicht ganz überzeugt. Oder bilde ich mir das ein?

Einen Tag nach meinem Ausflug in die Welt der Militärpolizei stehe ich wieder Hamilton Borges von „Reaja ou será mort@“ gegenüber. „Ich will die Geschichten der Mütter der verschwundenen Jugendlichen aufnehmen“, hatte ich zu ihm und seiner Freundin Andréia Beatriz da Silva gesagt, die mit ihm die Gruppe anführt. Sie luden mich zum Jahresabschlussessen der Aktivistengruppe ein: „Wir müssen uns erst kennenlernen.“ Hamilton und Andréia wohnen in einem kleinen Haus auf einem Hügel, von dem aus man das Fußballstadion sehen kann, das für die WM 2014 aus dem Boden gestampft wurde. Die Gasse zu ihrem Haus ist eine steile Treppe. Der Fernseher läuft, es gibt Bohneneintopf und Limo. Die Mütter der verschwundenen Jugendlichen geben den beiden Weihnachtsgeschenke, es wird geweint und gelacht.

Als ich Hamilton Borges von meinem Tag mit Oberstleutnant Jaime erzähle, verfliegt seine gute Stimmung augenblicklich. Er baut sich vor seinem Bücherregal auf, darin Jura-Lehrbücher und Biografien von Malcolm X und Martin Luther King. „Dieser Oberstleutnant kann vor allem eines: Labern! Weißt Du, was der schon alles getan hat? Auch er hat schon Unschuldige erschossen!“ Das leugnet er doch gar nicht, denke ich, und mir wird klar: „Reaja“ braucht Feindbilder, um arbeiten zu können. Auch ich werde an diesem Nachmittag noch auf Herz und Nieren geprüft: Ich muss vor der ganzen Gruppe aufstehen und erklären, warum ich mich eigentlich so für die Geschichten der Mütter interessiere. Mit wem ich sonst noch gesprochen habe oder sprechen werde, für wen ich arbeite. Die „Reaja“-Leute sind misstrauisch. Sie sagen, sie wollen nicht, dass jemand von außerhalb mit dem Leid der Mütter Geld macht. Und sie wollen nicht „falsch“ dargestellt werden, wie es schon oft geschehen sei.

Keine der Mütter würde erlauben, dass ich sie mit meinem Aufnahmegerät aufnehme, bevor Hamilton und Andréia eingewilligt haben. Vielleicht ist es gut so, denke ich, vielleicht schützen die beiden die Mütter wirklich auf diese Weise. Vielleicht instrumentalisieren sie sie auch für ihre politischen Überzeugungen. Vielleicht ist die radikale Stimme von „Reaja“ wichtig, damit die Debatten über Rassismus und Polizeigewalt vorankommen, wie Oberstleutnant Jaime gesagt hat. Vielleicht, denke ich, als ich Hamiltons Haus verlasse und die steile Treppe zur Bushaltestelle hinuntersteige, vielleicht vergrößert sie hier in Bahia aber auch die Kluft zwischen Schwarzen und Weißen, anstatt sie zu verkleinern.

10.4 Renato

Für meine Recherchen in Salvador habe ich ein Zimmer bei Carlinhos und seiner Familie gemietet. In Garcia, einem Mittelstandswohnvier-

tel – weder Bonzen-Hochhäuser mit Pförtner noch provisorische Hütten mit Wellblechdach, irgendwas dazwischen eben. Carlinhos, seine Frau und sein Sohn bewohnen ein bunt eingerichtetes Einfamilienhaus, mein Zimmer liegt im Souterrain, mit Zugang zum Garten. Fast jeden Tag kommt Naldo vorbei. Er kümmert sich um die Pflanzen, bringt den Müll raus, fegt die Einfahrt – ein Mann für alles, der seit mehr als 20 Jahren jede Woche hier arbeitet. Für seinen Sohn sei Naldo wie ein älterer Bruder, hat mir Carlinhos erzählt.

Einen Tag vor meinem Rückflug nach Deutschland passt mich Carlinhos abends am Eingangstor ab. Naldos 15-jähriger Sohn Renato wurde auf der Straße erschossen, sagt er, sichtlich geschockt. Naldos Familie wohnt in einem ärmeren Stadtviertel, Naldo fährt jeden Tag zwei Stunden mit dem Bus, um hier zur Arbeit zu kommen. Carlinhos hat ihn mit dem Auto zum Tatort gefahren. Naldos Frau sei völlig aufgelöst: Ihr ältester Sohn, aus erster Ehe, ist erst vor vier Wochen erschossen worden. Bei ihm wusste sie, dass er in Drogengeschäfte verwickelt war, berichtet Carlinhos. „Aber Renato doch nicht“, habe sie gesagt. Naldo sei sicher, dass der ältere der beiden Jungs von der Polizei erschossen wurde. Wer Renato auf dem Gewissen hat? „Alle Nachbarn wissen, wer es war, aber keiner will es sagen!“, ist Carlinhos überzeugt. Die Polizei hat sich heute bei Anbruch der Dunkelheit mit den Worten zurückgezogen, die Anwohner sollten in ihren Häusern bleiben, man könne keine Sicherheit garantieren. In den wenigen Stunden, die Carlinhos in Naldos Wohnviertel verbracht hat, wurden dort noch drei weitere Menschen erschossen, hat die Polizei zu Carlinhos gesagt, bevor er sich auf den Weg zurück nach Garcia machte.

Wer ist Freund, wer ist Feind? Wie soll man leben, wenn man sich zu Hause nicht sicher fühlen kann? In Bahia entscheidet Hautfarbe über Einkommen über Wohnort über Leben oder Tod. Ich zünde eine Kerze für Renato an. Ich bin froh, dass ich morgen nach Hause fliegen kann. Und fühle mich schlecht dabei.

Als ich diesen Bericht schreibe, wird in Bahia gerade der Tod von zwölf schwarzen Jugendlichen diskutiert. Militärpolizisten haben sie Anfang Februar im Morgengrauen erschossen. Die Beamten geben an, die Jugendlichen wollten eine Bank überfallen, die Polizei habe in Notwehr gehandelt. Zeugen sagen, außer der Polizei habe niemand geschossen, und die Leichen zeigten Zeichen von Folter. Der neu gewählte Gouverneur von Bahia, Rui Costa, vergleicht die Vorwürfe gegen die Polizisten in einem Zeitungsinterview mit der Diskussion über einen Torschützen im Fußball: „Er muss innerhalb von Sekunden entscheiden, wie er schießt, um den Ball ins Tor zu kriegen. Wenn er trifft, wird er bejubelt. Wenn er nicht trifft, werfen ihm hinterher alle vor, er habe falsch geschossen.“

Im Fall Davi Fiúza gibt es auch fast ein halbes Jahr nach seinem Verschwinden, als ich diesen Bericht schreibe, keine neuen Entwicklungen. Die Militärpolizei erklärt nach ihren Untersuchungen, es gebe nicht genug Beweise dafür, dass Polizisten verantwortlich sind. Nur einer von 17 gehörten Zeugen habe das ausgesagt, was Rute Fiúza berichtet. Aufnahmen von Überwachungskameras hätten ebenfalls keine Beweise für eine Beteiligung der Polizei geliefert – die Aufnahmen werden der Öffentlichkeit aber auch nicht zugänglich gemacht. Der Fall geht weiter an die Zivilpolizei, von dort an die Mordkommission und da liegt er nun.

Wenn Davi nicht auftaucht – ob tot oder lebendig –, ist die Chance sehr gering, dass jemals jemand zur Rechenschaft gezogen wird, sagt der Journalist Rodrigo Menezes vom Boulevardblatt „Massa!“, der schon über viele solcher Fälle berichtet hat. Laut Menschenrechtsorganisationen werden in Brasilien nur 5 bis 8 Prozent aller Mordfälle aufgeklärt – und hier gibt es ja noch nicht einmal eine Leiche. Rute Fiúza wird irgendwann verstummen, meint Rodrigo Menezes, wie die meisten Eltern von verschwundenen oder getöteten Jugendlichen. Weil sie bedroht werden – auch Rute Fiúza hat mit Unterstützung der „Reaja“-Leute Schutz der Behörden gefordert, weil sie sich beobachtet fühlt. Und weil ihnen irgendwann die Energie ausgeht.

11. Danke

Rassismus ist in Brasilien extrem vertrackt, omnipräsent und als Thema für Journalisten so unerschöpflich wie schwer greifbar. Mein Dank gilt meinen Gesprächspartnern, ihre Offenheit war überwältigend. Danke an Angela Lühning und alle anderen von der Stiftung Pierre Verger – vielleicht war die erste halbstündige Sendung von „Rádio Pierre Verger“ ja nur ein Anfang. Danke an die Redaktion des „Jornal A Tarde“, für ihre Unkompliziertheit und die interessanten Einblicke – insbesondere danke ich Cleidiana und Gilson für ihre Zeit und ihre Offenheit. Mein größter Dank gilt aber der Heinz-Kühn-Stiftung und hier vor allem Ute Mara Kilian, dafür, dass sie solche Erfahrungen ermöglichen.